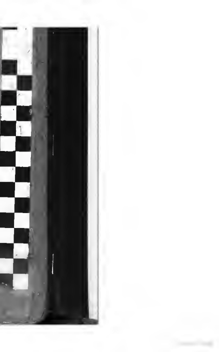
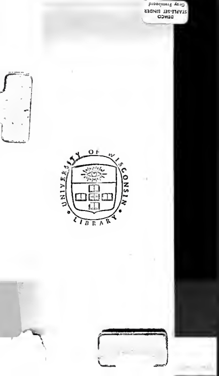



Geist, werde wach!
by
Paul Ernst


UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY

Geist, werde wach!

Ein Aufruf zur Revolution

von

Paul Ernst

★





1 · 9 · 2 · 1

Bei Georg Müller in München

Paul Ernst / Geist, werde wach!





Geist, werde wach!

Ein Aufruf zur Revolution

von

Paul Ernst

1 · 9 · 2 · 1

Bei Georg Müller in München



1.—3. Tausend

Die politischen Kämpfe der Vergangenheit sind die Geschichte, die Geschichte der Gegenwart sind die politischen Kämpfe. Wenn man sich an politischen Kämpfen in vernünftiger Weise beteiligen will, so muß man sie von einer höheren Warte aus betrachten, als von der Warte der Politik; denn solange man Politiker ist, solange ist man immer nur Soldat dieser Kriege und nicht Feldherr. Man darf aber auch nicht glauben, daß man sich eine Warte der Geschichte so ohne weiteres erbauen könne, wenn man einen überlegenen Standpunkt einnehmen und von ihm aus befehlen will. Denn Geschichte ist keine exakte Wissenschaft, die ihre Gesetze in sich trägt; sondern sie ist das, was einer will, daß Geschichte sein soll. Gerade dadurch, daß man die Geschichte in Wirklichkeit als bedingter Mensch betrachtet und sich einbildet, daß man da nun etwas Sachliches, über dem heutigen Wirrwarr Stehendes habe, ist ja die heutige Subalternität aller politischen Persönlichkeiten entstanden. Denn Lenin ausgenommen, gibt es heute überhaupt keinen Staatsmann; und Lenin ist das

denkbar schlechteste Urbild des Staatsmanns und als solches noch viel mehr ein Hahnrei seines Bewußtseins, wie die armseligen Tröpfe bei den andern Völkern, die bloß hochgediente Parteiselretäre oder, wie häufig bei uns, noch nicht kaltgestellte Beamte sind.

Wir müssen weit ausholen, denn wie immer in den heutigen Verwicklungen liegt der letzte Grund in falschen Gefühlen und unklarem Denken.

Die Geschichte entstand als eine Kunst, das heißt, als eine geistige Leistung, die ihre Gesetze aus dem Gefühlsleben bekommt. Herodot wußte ganz genau, was Geschichte ist, denn er fühlte es; und ebenso wußte es Thukydides genau. Wie wir in den Künsten durch die Zeiten wohl ein Schwanken beobachten können, so, daß die Künste heute schwächer vertreten sind und morgen stärker, aber doch immer den Menschen die Stilgrenzen jeder Kunst gefühlsmäßig wenigstens im Groben klar sind, so, daß man wenigstens ungefähr weiß: dieses ist Aufgabe der Architektur und jenes Aufgabe der Lyrik; so hat man auch immer gewußt, was in dem Fluß des Volkslebens, der durch die Jahrtausende geht, Aufgabe der Geschichtschreibung ist und was nicht.

Mit dem achtzehnten Jahrhundert, mit der Auflösung des Barock, beginnt die allgemeine Stilverwirrung; und als man imstande war, Samtvorhänge aus Marmor zu machen, da wußte man auch nicht mehr, was Geschichte ist. Es beginnt die allgemeine geistige Erkrankung der europäischen Menschheit, welche heute in den Zeitpunkt des hitzigen Fiebers getreten ist. Da-

mals begann auch der gewaltige Aufschwung der Wissenschaft — den man vielleicht noch in anderm Sinn als im platten von Rousseau als Krankheitserscheinung auffassen kann —, der in der Kenntnis und sogenannten Beherrschung der Natur die überraschendsten Folgen gehabt hat, aber in den Geisteswissenschaften verheerend wirken mußte. Als der künstlerische Instinkt versagte, hätte die wissenschaftliche Untersuchung der Geschichte kommen müssen; man hätte sich eine geschichtliche Begriffslehre, Aufgabensetzung und Methodologie bilden müssen; nichts davon kam; man brach nur naturalistisch in die Geschichte ein, wunderte sich darüber, daß sie immer nur von Königen und Kriegen handle, und verlangte, daß sie auch die Betriebsformen der Landwirtschaft und die Aufgabenstellungen der Künste, die gesellschaftlichen Gruppenbildungen und die Entwicklung der Bekleidungsherstellung erzählen müsse. Es ist hier natürlich nicht die Rede von bedeutenden Einzelerscheinungen, wie etwa ein Ranke, die auf sich selber standen, wie in einer dummen Zeit auch ein einzelner Künstler auf sich selber stehen kann, die man wohl bewunderte, die aber keinen Einfluß auf das tätige Leben hatten; sondern von dem allgemeinen Zug der Geschichte, der sich darin zeigte, daß die Wirtschaftsgeschichte immer wichtiger wurde gegenüber der politischen Geschichte und die sogenannte Kulturgeschichte ähnlich dem Wagnerschen Gesamtkunstwerk oder Castans Panoptikum als der Höhepunkt galt, dem man zustreben müsse.

Der deutsche Geist hat seit seinem Erwachen gegen die Stilverwirrung angekämpft. Am Anfang unserer großen Dichtung steht Lessing mit seinem Laokoon. Aber mit einer Kraft, welche zum mindesten dieser besonnenen Kraft gleich war, hat der deutsche Geist auch den Wirrwarr vermehrt durch die Neigung, das Gefühlsmäßige nicht zu gedanklicher Fassung aufsteigen zu lassen, sondern es als scheinbar tiefere Einsicht roh wiederzugeben; so haben wir neben Lessing die Gestalt Herders. Beide Richtungen wurden zusammengekoppelt im deutschen Idealismus; was Wunder, wenn er schmählich zusammenbrach und das Feld frei ließ für die englischen und französischen Plattheiten, welche heute das Leben der europäischen Menschheit beherrschen!

Was ich im Folgenden sagen werde, wird fremdartig erscheinen. Ich glaube, daß ich es am verständlichsten machen kann, wenn ich mitteile, auf welchem Wege ich zu den Ansichten gekommen bin.

Ich bin als Dichter stets an meine Aufgaben mit dem Gefühl gegangen, das sich in Lessing darstellt. Die Stilverwirrung hat ja auch eine allgemeine Dummheit der Leute erzeugt, welche berufsmäßig über die Künste urteilen; man hat nur selten verstanden, was meine Werke eigentlich wollten; der Herdersche Shakespeare-Aufsatz von 1773 ist noch heute allgemeine Gedankengrundlage unserer Beurteiler; und wie kann man von da aus Kunst verstehen! Nun, der Vorgang im Dichter ist nicht so, wie die Beurteiler heute meinen, daß man einen Vorgang aus der Wirklichkeit hernimmt und den

nun nach herkömmlichen Regeln „stilisiert"; sondern man erlebt den Vorgang bereits in der angemessenen dichterischen Form: die dichterische Form enthält die Leidenschaften und Charaktere, welche dem Künstler in der Wirklichkeit scheinen.

Hier muß man nun einen reineren Begriff von Wirklichkeit haben, als die Menschen heute besitzen.

Aus der Schopenhauerschen Deutung der Kantischen Kritik ist der Begriff der „Welt als Vorstellung" volkstümlich geworden: unsere Welt entsteht aus dem Zusammenkommen unserer notwendigen apriorischen Formen und des Dinges an sich. Diesen Begriff halte man fest, mag er nun richtig sein oder nicht, und stelle sich vor, daß auch Formen zweiten Ranges bei der Vorstellung bildend mitwirken; Formen, welche für den Mann, der sich vorstellt, ebenso notwendig sind wie die apriorischen, und ebenso geteilt werden mit der Umwelt; aber sich im geschichtlichen Leben der Menschheit verändern. Ich nehme als Beispiel dafür die Kausalität und Teleologie. Ein Mensch vor fünfhundert Jahren sah die Ente stets in Verbindung mit dem Gedanken, daß die Schwimmhäute ihr zum Schwimmen gegeben seien; heute sehen wir sie mit dem Gedanken, daß die Schwimmhäute sich entwickelt haben.

Diese Formen zweiten Ranges aber haben noch eine andere Eigenschaft. Es gibt von ihnen nur eine bestimmte Anzahl; stellen wir sie uns in einem Kreis angeordnet vor; dann bewegt sich die Geschichte des geistigen Lebens der Menschen in

diesem Kreis; nebenbei: da eine beständige Fortentwicklung stattfindet, so sieht man den Kreis nur in der Obenansicht, von der Seite sieht man eine Spirale. Diese Formen zweiten Ranges unterscheiden sich von den ersten Formen also nur dadurch, daß sie in der Geschichte der Menschheit abwechseln, während die ersten immer sind. Wir wollen sie die Bilder nennen.

Die Tragödie ist ein Bild, durch welches man sich die Welt vorstellt, also in welchem man erlebt. Ein Mensch, der Tragödien schreibt, stellt nur sein Erleben dar. Sein Erleben ist aber nicht zufällig, sondern es ist notwendig. Vielleicht steht seine Umgebung auf einem andern Punkt der Spirale, dann wird sie nur verwundert sein über diese Darstellung; wenn sie aber auf demselben Punkt steht, dann fühlt sie in allem mit dem Dichter. Es ist ja klar, daß heute die Menschen nicht Tragödien erleben können, denn das ganze Leben der Menschheit ist in Albernheit aufgelöst; aber damit ist doch nicht bewiesen, daß nicht einmal wieder ein Sinn in der Welt sein wird.

Ich begann nun die Arbeit an einem großen Epos, das die deutsche Geschichte, zunächst von 950 bis 1250 darstellen soll. Es war mir deutlich: Am Anfang dieser Zeit ist allgemeine Formlosigkeit; es kommt sofort Form; und die ganze Entwicklung der drei Jahrhunderte ist die Entwicklung einer Aufgabe von ähnlicher Art, wie das Bild der Tragödie sie stellt.

Wenn man das, was hier immer als unbewußter Vorgang, der es ja ist, angenommen wurde, als be-

wußtes Schaffen auffaßt, so kann man sagen: die Tragödie gibt eine Abziehung; jede Kunst gibt ja eine Abziehung. Sie gibt die abgezogene Bewegung von Persönlichkeit und Schicksal.

Man sieht hier schon, daß die Wirklichkeit hier wenig zu tun hat. Es gibt viele Menschen in der Welt, aber nur sehr selten gibt es einen, der eine Persönlichkeit ist und ein Schicksal hat. Die ganze ungeheure Masse ohne Persönlichkeit und Schicksal gibt es für die Tragödie nicht, ähnlich wie es für die Bildhauerkunst die ganze ungeheure Masse der Welt außer dem menschlichen Körper nicht gibt. Wenn aber die Tragödie gedichtet ist, dann ist ein Bild geschaffen, so, als ob es nur Persönlichkeit und Schicksal gebe; und der Dichter der Tragödie lebt so, als ob das so ist, denn sonst würde er ja seine Tragödie nicht dichten; und wenn es ein tragisches Zeitalter gibt, das heißt, wenn die Menschen — es sind sehr wenige — welche die Menschheit ihrer Zeit darstellen, mit dem Dichter fühlen, dann lebt auch das Zeitalter tragisch. Es lebt dann im Bild.

Die drei Jahrhunderte, von denen ich sprach, stellen die Entwicklung einer Aufgabe vor von ähnlicher Art, wie die Tragödie; sie haben Form. Es ist ja nicht gesagt, daß sie eine besondere Form haben, wie die Tragödie ist; sie haben nur allgemein Form. Die Zeit vorher, die Zeit nachher — hatte sie Form? Ist es überhaupt möglich, daß eine Zeit keine Form hat? Dann müßte es Zeiten geben, die geschichtslos sind?

Aber es gibt doch solche Zeiten. Wir nennen große Völkergruppen geschichtslos, und mit Recht. Die Völker, welche das Innere Afrikas bewohnen, essen und arbeiten, pflanzen sich fort und sterben, bekriegen sich und schließen Frieden; aber sie haben keine Geschichte. Nach tausend Jahren sind sie noch, was sie heute sind; sie sind wie Bienenvölker oder Ameisenhaufen. Es gibt Völker, welche eine kurze Zeit lang Geschichte hatten. Denken wir an die Araber. Vor ihrer geschichtlichen Zeit durchritten sie die Wüste, kämpften, dichteten und vergaßen ihre Dichtungen; und nach ihrer geschichtlichen Zeit taten sie in Arabien dasselbe; aber jahrhundertelang haben sie eine Geschichte gehabt.

Was bewirkt nun, daß eine Zeit und ein Volk geschichtliches Leben haben, daß sie Form haben? Wenn wir entsprechend der Auffassung der Tragödie uns den Vorgang als bewußtes Schaffen vorstellen, dann müssen wir sagen: das geschichtliche Leben ist eine Abziehung. Wie in der unermeßlichen Fülle der Menschen, welche geboren werden und sterben, nur wenige Menschen vorkommen, welche Persönlichkeit und Schicksal haben; so gibt es auch in der unermeßlichen Fülle der Zeiten und Völker nur wenige, welche geschichtliches Leben haben. Und wie im Dichter, in ihm, in seiner Persönlichkeit, die Tragödie erlebt wird, so ... nun so wird die Geschichte erlebt in der geschichtlichen Persönlichkeit. Die geschichtliche Persönlichkeit, das ist der Staatsmann. Man braucht sich also nicht

zu wundern, wenn keine Geschichte da ist, wo nur Parteisekretäre und Beamte wirtschaften.

Bei der Begründung des Deutschen Reiches durch Bismarck erlebten die Deutschen Geschichte. Keine große Geschichte, wie sie zur Zeit Ottos des Großen erlebten, sondern nur eine epigonische Geschichte, eine europäische Nebengeschichte, die letzte Staatenbildung im Geist der französischen Revolution; aber doch immerhin Geschichte. Nun, Bismarck lebte sein Werk bis in die äußersten Fingerspitzen, er brach in Weinkrämpfe aus und hatte Wutanfälle und fühlte, was in ganz Deutschland vor sich ging; er war eine leidenschaftliche Natur, ein Künstler, er war seelisch, geistig, nervös und körperlich eins mit seinem Werk, mit seinem Volk; wenige Jahre nach der Begründung zerbrach die Einheit, aber das betrachten wir hier nicht, wir denken nur an die Begründung. Bei dem Zusammenbruch 1918 erlebten die Deutschen keine Geschichte. Damals wurden sie von einem elenden Geschöpf beherrscht, einem Menschen, der in der Schicksalsstunde des Volkes, dessen tatsächliche, nicht scheinbare, Leitung er hatte, sich bei einer billigen Gelegenheit Wein einkaufte.

Man stelle sich einen Dichter vor, der den Zusammenbruch darstellen wollte; welche Männer müßte er da schildern: den Kaiser, einen Narren und Feigling; Bethmann-Hollweg, einen fähigen Subalternbeamten; Erzberger, der sich einen billigen Gänsebraten verschaffen läßt; Ludendorff, dessen Nerven versagen, als es sich herausstellt, daß Menschenmassen keine strategischen

Stecknadeln sind, und der nach Schweden flüchtet, weil er für sein Leben Angst hat — ein geschlagener Feldherr nach solchem Kriege Angst für sein Leben!; und als unser Retter Ebert, der harmlos gutmütige Ebert, der doch wenigstens irgendein Pflichtgefühl hat, Ebert, der Vorsitzender einer Stadtverordnetenversammlung sein sollte in einer Stadt von dreißigtausend Einwohnern. Dieses Personal stellt doch eine Hölle vor, eine Hölle von Gemeinheit, Feigheit, Pflichtvergessenheit, Dummheit, Albernheit und Spießertum!

Diese Hölle aber ist nichts, als der menschliche Durchschnitt. Die Wilhelm, Bethmann, Erzberger, Ludendorff und Ebert laufen zu Dutzenden auf unseren Straßen herum; aber da sind sie immer an ihren Stellen: Wilhelm ist erster Liebhaber bei einem Stadttheater, Bethmann Gerichtsschreiber, Erzberger Schieber, Ludendorff ist Lehrer am Kadettenkorps, und Ebert ist Sattlermeister und Stadtverordnetenvorsteher. Wenn solches Personal geschichtliche Rollen spielen will: nun, dann gibt es eben keine Geschichte; Komödianten und Sattlermeister können Komödie spielen und Stadtverordnetenreden halten, aber sie können keine Geschichte machen; dann ist das Volk sich selber überlassen, das Volk, das vom Liebhaber bis zum Sattler geht; dann lebt es, wie es ohne den Dichter lebt, ohne Form, ohne Bild, dann lebt es in einer Hölle.

* *
*

Daß das Volk heute in der Hölle lebt, scheint ein rednerischer Ausdruck zu sein. Es ist mehr, es ist Wirklichkeit.

Das eigentliche Leben der Menschen ist jenseitiger Natur, es wird uns nur bewußt im Diesseits und wird uns bewußt in den Formen von Raum und Zeit. Wenn wir uns vom eigentlichen Leben eine Vorstellung machen wollen, so können wir nicht anders, als eine Vorstellung in den Formen von Raum und Zeit zu bilden: wir bilden etwa eine Sage von dem Leben der Seele im Körper, ihrer Befreiung durch den Tod, und einem alsdann folgenden Leben in Himmel und Hölle. Aber unser diesseitiges Leben und der Tod sind in Wahrheit keine zeitlichen Vorgänge, das Leben im Jenseits ist in Wahrheit nicht zeitlich: in Wahrheit leben wir und sind gestorben, ist unser Leben im Diesseits schon das Leben im Jenseits, leben wir schon hier in Himmel oder Hölle. Im Himmel leben wir, wenn wir mit Gott verbunden sind; in der Hölle leben wir, wenn wir — nicht mit dem Teufel verbunden sind; denn der Teufel ist die Nichtigkeit, er hat kein Wesen — wenn wir nicht mit Gott verbunden sind. Alle nichtigen, alle wesenlosen Menschen, alle Menschen, welche nicht in Gott leben, leben in der Hölle.

Wie kommt es, daß Menschen im Himmel leben und in der Hölle? Das ehrliche Denken hat nur eine Antwort auf die Frage: die Gnadenwahl.

Die Religion, das Gefühl der Abhängigkeit von Gott und das Bewußtsein des Verbundenseins mit

ihm kleidet sich immer in religiöse Vorstellungen. Diese haben dann ihr Eigenleben und üben dadurch ihre Wirkung aus. Sobald die religiösen Vorstellungen geschaffen sind, erscheinen die religiösen Vorgänge als vergleichbar mit menschlichen und irdischen Vorgängen. So erscheint dann die Lehre von der Gnadenwahl als fürchterlich, als Willkür eines menschlich vorgestellten Gottes, als Verneinung der menschlichen Freiheit; und die Feigheit und Mattherzigkeit der Menschen sträubt sich deshalb gegen sie.

Aber, wenn man sich eine richtige Vorstellung von ihr schaffen will, so muß man sich ein angemesseneres Bild suchen als das eines nach Willkür wählenden Menschen. Man denke an die ungeheuer große Reihe der Lebewesen von der Amöbe bis zum Menschen. Jedes lebt in seiner Welt, die geschaffen ist durch seine ihm eigentümlichen Sinne und seine ihm eigentümliche, mit den Sinnen zusammenhängende Vernunft. Es lebt in seiner Welt, weiß also nichts von den andern Wesen und ihrer Welt, sondern sieht nur unverständliche Wirkungen von ihnen. Gesetzt, es gibt noch höhere Wesen, als der Mensch; gesetzt, die Erde ist ein Lebewesen, das zu teilweisem Bewußtsein kommt in dem zu ihr gehörigen, einen Teil von ihr bildenden Menschen; gesetzt, das ganze Weltall ist ein einheitliches Lebewesen; wenn Sonnenflecke von eigentümlicher Form entstehen, so machen die Menschen Revolutionen, und was wir bewußtes Handeln des Einzelnen nennen, das ist nichts anderes, als wenn beim Krebs die Bewegung der Beine

nicht vom Gehirn, sondern von einzelnen Rückenmarksknoten geleitet wird; gesetzt solche Gedanken: wir werden nie etwas wissen können, das über unsere Menschenwelt hinausgeht, in die wir gebannt sind, wie der Regenwurm nie etwas wissen wird von Bergen, Wäldern, Himmel und Wolken, sondern nur eine Welt hat, die sich bildet aus den Empfindungen von hell und dunkel, kalt und warm, trocken und feucht.

So muß man sich die Gnadenwahl vorstellen. Der Selige lebt im Himmel, der Unselige lebt in der Hölle; und wie der Regenwurm sich nicht beklagen kann bei seinem Schöpfer, daß er nicht ein Mensch ist, so kann der Unselige sich nicht darüber beklagen, daß er nicht zur Seligkeit erwählt ist.

Vielleicht kann ich die Sache noch klarer machen.

Die Theologen sind Männer, welche eine Anschauung haben, die sie nicht durch Anschauungen wiedergeben können, sondern nur durch Begriffe. In den Dingen der Religion sind deshalb die Dichter viel leichter zu verstehen; nur, weil dem Begriff immer etwas Ernsthaftes, Gründliches und Mürrisches anzuhängen scheint, halten die Menschen die Dichter für viel zu leichtfertig, um von ihnen zu lernen.

Von dem dänischen Lustspieldichter Heiberg gibt es ein kleines Lustspiel, das die Schicksale der Seele eines Mannes nach seinem Tode behandelt.

Herr Müller ist gestorben. Er war ein rechtschaffener Bürger gewesen, man hatte ihm verschiedene Ehrenämter anvertraut, und die Achtung seiner Mit-

bürger hatte ihn bis zu seinem Tode begleitet. Selbstverständlich nimmt er an, daß er in den Himmel gehört.

Er klopft an, der heilige Petrus öffnet ihm, verlangt seine Papiere, sieht im Hauptbuch nach und beginnt eine Plauderei mit ihm. Herr Müller erkundigt sich, was man eigentlich im Himmel tut. Nun, man freut sich über Blumen, man hört gute Musik, man ist meistens allein für sich, man hat keine leiblichen Bedürfnisse, und dergleichen mehr. Herr Müller räuspert sich. Das ist ja alles sehr interessant, er ist dem heiligen Petrus für seine Auskünfte sehr verbunden, aber es ist so schönes Wetter, er will sich noch eine Weile draußen ergehen, er wird nachher wiederkommen. Damit lüpft er seinen Hut und empfiehlt sich.

Er kommt zur Hölle, klopft, ein Teufel öffnet ihm, und er fragt, was man hier tut. Der Teufel antwortet, daß man das nicht allgemein beantworten kann, aber jeder tut, was ihm das Angenehmste ist. Einige Herren haben einen Stammtisch, man liest Zeitungen, man geht in Konzerte und Theater, man gibt Gesellschaften, man raucht, man spielt Skat ... „Hier gehöre ich hin," ruft Herr Müller aus und geht in die Hölle.

Heiberg war ja nur ein leichtsinniger Dichter, vielleicht hätte er auch Theologen in die Hölle verbannt, die von ihren Ansichten fest überzeugt sind, denn wahrscheinlich hielt er nur die ganz freien Menschen für selig, die ja wohl denn den Unfreien immer zum Anstoß gereichen werden und froh sein können, wenn man sie

nicht bemerkt; auch Heiberg hat man vielleicht nicht bemerkt; nun, aber ich denke, von diesem Mann kann man lernen, was göttlich ist und was nicht göttlich: wer noch imstande ist, sich die Gnadenwahl durch irgendwelche Lehren fortzulügen, der ist ganz gewiß nicht göttlich, denn er weiß nicht, was Seligkeit ist, er kennt nicht das tiefe verachtende Erbarmen mit der Unseligkeit, das Heiberg hier mit lachendem Munde ausspricht.

Die Unseligen leben in ihrer Welt, wie die Seligen in ihrer Welt leben. Aber wie die Welt der Regenwürmer und die Welt der Menschen sich schneiden können mit Folgen für beide, so schneiden sich auch die Welten der Seligen und der Unseligen, und das hat dann Folgen für beide.

Hier nahen wir einem der tiefsten menschlichen Geheimnisse, denn hier sehen wir Kräfte und Wirkungen des Diesseits eng verbunden mit dem Jenseitigen und seinen Zwecken — menschlich ausgedrückt — und berühren wir das Gebiet des Glaubens: nämlich die menschliche Freiheit. Drücken wir uns sagenmäßig aus: Gott läßt seine Sonne scheinen über seine Kinder und die Kinder des Teufels, denn der Sinn des Diesseits ist, daß die Kinder Gottes im Kampf mit den Kindern des Teufels ihre Freiheit üben. Im Tod Gottes am Kreuz hat unsere Religion den höchsten Ausdruck dieser Freiheit gefunden, er ist deshalb der Mittelpunkt unseres Glaubens, er ist die Tragödie: das Göttliche muß im Diesseits dem Teuflischen unterliegen, um im Jenseits zu herrschen.

Die Inder haben eine Sage, daß die Weltalter, welche aufeinander folgen, unter der Herrschaft verschiedener jenseitiger Wesen stehen. Heute haben wir ein Weltalter, das unter der Herrschaft des Teufels steht.

Solche Sagen sind immer wahr und unwahr. Wir müssen natürlich die merkwürdigen Zahlen, welche die Inder hier haben, richtig auffassen; aber auch wenn wir hier das Richtige verstehen, hat eine solche Sage doch ihr Bedenkliches. Immerhin stellt sie wenigstens die Aufgabe: einzusehen, daß es Zeitalter Gottes gibt und Zeitalter des Teufels; und wenn wir uns klarmachen, daß der Teufel nicht etwas Wirkliches ist, sondern nur das Gegen-Wirkliche, das Nichtige: daß es also Zeiten gibt, welche Geschichte haben und Zeiten, welche keine Geschichte haben.

Wir können jetzt aber auch genauer angeben, was das ist, wenn ein Volk oder eine Zeit geschichtslos lebt.

Der Sinn des Diesseits ist, daß die Kinder Gottes im Kampf ihre Freiheit üben. Dieser Kampf braucht nicht unmittelbar gegen die Kinder des Teufels zu gehen; aber die sind doch nötig für ihn, ohne sie gäbe es ihn nicht. Dieser Kampf ist tragisch. Die höchste Form dieses Kampfes ist eine Sage, nämlich der Tod Gottes am Kreuz. Eine Sage ist ein Vorgang genannt, der nicht geschichtlich in einer bestimmten Zeit geschieht, sondern immer und überall, der eine Darstellung der Idee ist, welche man aus den Ereignissen der Wirklichkeit ge-

winnen kann. Wenn man die Ereignisse der Wirklichkeit betrachtet, dann darf man aber nicht erwarten, daß diese Sage sie allegorisiert; sie symbolisiert sie; die Ereignisse der Wirklichkeit sind in ihrer Ausgestaltung ganz frei und jedesmal überraschend neu. Geschichtliches Leben nun ist, wenn es sich in dem, was die ganze Nation bewegt, was also Geschichte werden kann, um diesen Kampf handelt; und wir wissen dabei, daß dieser Kampf gleichzeitig ebenso in dem Leben des Unbekanntesten und Geringsten im Volke vor sich gehen kann. Ein Volk lebt in einer Zeit nicht geschichtlich, wenn die Kämpfe, welche es bewegen, sich nicht um das höchste Gut, um die jenseitige Freiheit, drehen.

Ehe die Stilverwirrung kam, die ja selber ein Ergebnis des Zeitalters der Teufelsherrschaft ist, hat die Geschichtschreibung ganz von selber nur die wirkliche Geschichte dargestellt und die geschichtslosen Zeiten und Völker übergangen. Zu einer gewissen Zeit blitzt in dem kleinen Griechenland die Geschichte auf, die ganze große übrige Welt ist geschichtslos; in Griechenland ist es wieder Athen, das die Geschichte trägt. Die Geschichte geht bis zu Alexander dem Großen, da hört sie auf: die hellenistischen Reiche haben eine außerordentliche Zivilisation, Reichtum, Wissen, Bildung und Können, aber sie haben keine Geschichte. Die Geschichte springt nach Rom über. Sie bleibt dort bis zu Augustus und versickert dann, sie springt auf die christliche Kirche über, die sich im Römischen Reich entwickelt hat.

Heute versteht man diese alte Auffassung der Geschichte nicht mehr. Man wundert sich nicht, weshalb die hellenistischen Reiche keinen Herodot und Thukydides hervorgebracht haben, man zieht aus dieser Tatsache nicht bescheiden den Schluß, den unsere Vorfahren zogen, sondern man sucht durch Ausgrabungen, Münzen, Inschriften und Zufallsbemerkungen sich eine Geschichte der hellenistischen Zeit zu schaffen, weil man die Vorstellung hat, Geschichtschreibung sei die Darstellung dessen, das in und an der Menschheit im Lauf der Zeiten geschehen ist, wie der Chronikenschreiber in seiner Art meinte. Man nennt diese Auffassung wissenschaftlich und sagt, daß zum Wesen der wissenschaftlichen Tätigkeit das Ausschalten des Werturteils gehöre; wenn man aber einem Zeitalter Geschichte abspräche, so würde man ein Werturteil abgeben.

Nun leben wir jetzt in einer geschichtslosen Zeit. Weil die Menschen durch die Stilverwirrung nicht mehr wissen, was Geschichte ist, so wissen sie das nicht. Diese geschichtslose Zeit ist aber augenblicklich in ihren höchsten Fieberzustand getreten. Zu diesem muß geschichtlich, das heißt, politisch gehandelt werden. Da aber die Menschen nicht wissen, was Geschichte ist, so können sie auch nicht geschichtlich, das heißt, politisch handeln. Nur Lenin ist ein Staatsmann, nur die Russen haben heute Geschichte: mag auch der fürchterlichste Wahnsinn in Rußland geschehen, der Versuch, eine Gesellschaftsordnung einzurichten, welche gegen die Natur

geht; jedenfalls geschieht in Rußland Geschichte und in den andern Ländern nicht.

* * *

Wir wollen die Vorgänge einmal von einer andern Seite aus betrachten.

Wir leben in einer Zeit allgemeiner Auflösung der Sittlichkeit, können wir sagen. So etwas bedeutet: die Sittlichkeit der Menschheit bildet sich um. Die alte Sittlichkeit wird von niemandem mehr als bindend empfunden und die neue hat noch keine Form und keinen Ausdruck. Notwendig muß dadurch die große Masse, welche in sich selber ja keinen Halt hat, in Verderbnis versinken, muß die große Menge der Menschen gänzlich seelenlos sein.

Vergessen wir für einen Augenblick unsere Vordergrundsvorstellungen von diesen Dingen. Wo würde der eigentliche Schnitt liegen? Die ältere Menschheit betrachtete für die Sittlichkeit das Handeln, wir betrachten das Sein.

Das Handeln wurde als sittlich aufgefaßt, wenn es aus sittlichen Beweggründen geschah. Nun, heute ist bereits die Physik so weit gekommen, daß sie annimmt, man könne die Folge auch als vor der Wirkung liegend betrachten; die Philosophen haben das ja schon länger gewußt, die Psychologen immer. Wir können uns heute nicht mehr mit dem Pharisäismus von Beweggrund und Handeln begnügen, wir Deutschen ma-

chen endlich Ernst mit dem Christentum, welches die Sittlichkeit in der göttlichen Gnade sucht, also in der Verbindung des Menschen mit Gott, also im Sein. Wir haben bis jetzt vergeblich versucht, unser Gefühl zu fassen. Luther faßte es als Rechtfertigung durch den Glauben: der Glaube wurde als das Fürwahrhalten von irgendwelchen Lehrsätzen mißverstanden. Schiller faßte es als Anmut und Würde. Er kam schon näher: er verband das Sittliche bereits mit dem Schönen. Aber auch seine Meinung wurde mißverstanden und erschien als Jambenepigonentum. Nietzsche faßte die Idee des Uebermenschen. Er kam der Meinung noch näher, er ging bereits über die Gegenwart hinaus in die Zukunft. Aber er wurde mißverstanden als ein Mann, der nun irgendwelchen gleichgültigen Einzelnen zu irgendwelcher gleichgültigen Zeit als Endziel sucht. Vielleicht lag unser Fehler bisher darin, daß wir bis jetzt immer noch das alte Ichgefühl hatten. Wir bekommen aber auch ein neues Ichgefühl.

Wir müssen verstehen, daß die Gegenwart nichts ist, als der Uebergang der Zukunft in die Vergangenheit; daß es also falsch ist, unser Ich mit der Gegenwart zu verbinden, daß wir es in dem ungeheuren Fluß suchen müssen, welcher ohne Stillstand fließt, daß es selber also kein Ding ist, sondern ein Fließen, ein Uebergehen von Zukunft in Vergangenheit. Luthers Rechtfertigung durch den Glauben setzt noch die Dingheit des Ich voraus, sein Dasein in einer als fest gedachten Gegenwart; Schillers Mensch ist noch ein festes, ge-

schlossenes Wesen; Nietzsches Uebermensch ist noch eine geschichtlich nicht unmögliche Erscheinung. Wir müssen unser Ich fassen als ein Vorgehen auf einer unendlichen Linie.

Es wäre zu wünschen, daß mehr Menschen, welche eine mathematische und physikalische Vorbildung haben, besonders Mechaniker, sich mit diesen Dingen beschäftigten. Sie würden ihre gewohnten Denkweisen hier anwenden und kämen weiter, als es heute gewöhnlich geschieht. Das Ich als ein Vorgehen auf einer unendlichen Linie wäre ein Gedanke, der einem heutigen Physiker nicht schwer zu fassen ist. Drücken wir diesen Gedanken in der Sprache unserer Vorfahren aus, dann ist er das Aufgehen des Ich in Gott: die Zeitlichkeit und Dingheit wird als Schein erkannt.

Man kann sagen, daß im deutschen Volk gefühlsmäßig diese neue Sittlichkeit schon vorhanden ist, nur noch keine begriffliche Fassung gefunden hat, und daß hier eigentlich der letzte Grund liegt, weshalb wir unsern Feinden unverständlich, ja unheimlich sind.

Als wir Belgien angriffen, einen Vertrag brachen und ein Land mit Krieg überzogen, das wenigstens formal am Kriege unbeteiligt war, da sagten wir: Wir tun ein Unrecht, aber wir haben ein Recht dazu, dieses Unrecht zu tun. Das hat jeder Deutsche verstanden, mit Ausnahme weniger Männer, welche entweder westlerisch fühlten oder rein jüdische Instinkte hatten — ein großer Teil der deutschen Juden hatte bereits deutsche Instinkte in diesem Punkt. Selbst im einfachen

Volk fühlte man so. Man wußte: wir sind das edelste Volk der Welt, wir müssen uns erhalten, sei es auch durch das schwerste Unrecht. Der tiefe Abgrund, der uns von den westlichen Völkern trennt, wird uns klar werden, wenn wir uns deutlich machen, daß diese solches Gefühl als verbrecherisch empfinden müssen: wir umgekehrt empfinden die Westlichen als heuchlerisch. Der tiefe sittliche Widerwille, den wir gegen die Plattheiten eines Wilson haben, die Verachtung, mit welcher wir den Jungendreschereien eines Maurice Barrès gegenüberstehen, die sittliche Empörung, die uns bei dem Gedanken an Lloyd George erfaßt — das alles wird ja doch von unseren Feinden ganz ehrlich erwidert. Zwei Welten stehen sich gegenüber, eine alte und eine neue; sie sind getrennt durch den tiefsten Abgrund, der Menschen trennen kann, durch sittlich-religiöse Verschiedenheit; und unsere Schwäche besteht darin, daß uns Deutschen unsere Art noch nicht klar geworden ist, daß wir noch ringen, während unsere Feinde schon besitzen; daß es dadurch geschehen kann, daß eine Gedankenrichtung, wie der Marxismus, der platt englisch-französisch-jüdisch ist, in den unteren und naturgemäß rückständigen Volkskreisen eine Macht wurde, welche nun unsere Höherentwicklung empfindlich stört.

* * *

Ich sagte schon, daß ich auf die Gedanken, welche ich hier darstelle, durch eine dichterische Arbeit gekom-

men bin, durch eine epische Darstellung der deutschen Geschichte von 950 bis 1250. Sie ist die deutsche Kaisergeschichte. Die deutsche Geschichte nach 1250 ist nicht mehr Kaisergeschichte; die Männer, die nachher noch Kaiser genannt wurden, waren nicht mehr die Träger des geschichtlichen Lebens. Es ist mir nun an dieser Zeit klar geworden, was Geschichte ist, deshalb will ich es an ihr darstellen.

Der Staat des Altertums war ursprünglich so entstanden, daß die Bauern eines Ländchens, größere — die man den Adel nennt — und kleinere, eine Republik bildeten von der Art, wie wir noch heute bei den schweizerischen Urkantonen beobachten können. Daß im Mittelpunkt des Staates eine Stadt entsteht, ergibt sich aus dem Bedürfnis, die bewegliche Habe im Fall des Kriegs hinter Mauern zu retten, später, als allgemeine Götter sich bilden, einen gemeinsamen Ort für die Verehrung zu haben. Die Bauern leben so, daß sie im wesentlichen alles selber erzeugen, was sie brauchen, sie leben in Hauswirtschaft; wenn sich Sklaverei entwickelt, so nimmt sie die Form des Dienstbotenverhältnisses an. Die größere Bedeutung des Adels ergibt sich aus dem größeren Reichtum, der daraus sich ergebenden Freiheit in bezug auf die Arbeit, Bildungsmöglichkeit, und, bei sittlichen Zuständen, höherer Verpflichtung für das Ganze in Kriegsdienst und Rechtsprechung, die denn zurückwirkend den Stand wieder weiter heben. Wo die Möglichkeit des Handels ist, entwickelt sich in den Städten auf Grund von Sklaven-

arbeit in Manufakturen und von Arbeit Freier für den Kaufmann die antike Industrie, damit die Möglichkeit größerer Reichtümer und niederer Volksmassen. Die kleineren Bauern erscheinen schon früh gegenüber dem Adel verschuldet; die Auswucherung und Unterdrückung erzeugt innere Kämpfe, welche die alte Geschlechterverfassung und damit zusammenhängende Bindung vernichten und Raum schaffen für eine freie Entwicklung, in welcher nun bei den fortgeschrittensten Staaten folgende Einzelbestandteile des Volks sich herausbilden: der alte Bauer mit seiner Hauswirtschaft, der sich hält und sich immer wieder neu bildet; der Großgrundbesitzer, der grundsätzlich nur ein beliebig vergrößerter Bauer ist, denn sein Besitz ist gleichfalls Hauswirtschaft, er läßt zunächst für seine Bedürfnisse und die Bedürfnisse seines Betriebes arbeiten und verkauft nur das Ueberschüssige; der Industrielle, der für den Markt arbeiten läßt; ein Proletariat, bestehend aus Freien und Halbfreien, die unabhängige Handwerker sind oder dem Herrn eine Abgabe zahlen; die Sklaven, und zwar entweder Sklaven der alten Art, die unserem Gesinde entsprechen, oder Arbeitssklaven in Bergwerken, Fabriken und auf Latifundien, die lediglich als Vieh betrachtet und behandelt werden.

Das Römische Reich war eine Zusammenfassung von größeren und kleineren, voll-, halb- und viertelentwickelten und entwicklungsfähigen Staaten solcher Art. Einige von diesen hatten von früher her eine zentralisierte und bureaukratisierte Verwaltung, wie Aegypten;

andere waren in einfacheren staatlichen Formen stecken- geblieben. Dieses bunte Gemisch bekam durch Rom zunächst Frieden. Die Kriege innerhalb des von Rom beherrschten Weltkreises hörten auf. Dadurch fanden die wirtschaftlichen Mächte Gelegenheit, sich außerordentlich zu entwickeln. Der Reichtum, die Bildung, die Wissenschaft, die Technik, stiegen. Die Lage der untersten Klasse hob sich; das, was man als Mittelstand bezeichnen kann, kam zurück. Die verarmten Freien und die früheren Sklaven flossen zu einer einzigen Masse zusammen.

Nun begann aber die nur durch die Oberherrschaft zusammengehaltene Masse verschiedenartiger kleiner und kleinster staatlicher Gebilde sich zu einem Einheitsstaat zu entwickeln. Die unterworfenen Kleinstaaten hatten ursprünglich oft nur das Recht, selbständige Kriege zu führen, aufgegeben, oft nicht viel mehr; und auch wo ein Römer als oberster Beamter geschickt wurde, da war er eigentlich nur ein Aufpasser und dann auch Aussauger gewesen. Schritt für Schritt verloren nun die kleinen Gemeinwesen ihre Selbstregierung und Selbstverwaltung, entwickelte sich eine zentralisierte Bureaukratie, welche in verschiedenen Abstufungen durch die nun nur noch scheinbar selbstverwaltenden Behörden herrschte. Es kamen die Kämpfe an den Grenzen gegen Völker, welche begehrlich den aufgehäuften und sich immer vermehrenden Reichtum der römischen Bürger betrachteten. Dadurch steigerten sich die Geldansprüche des Reichs.

Nun kam bald eine Zeit, wo diese Geldansprüche nicht mehr befriedigt werden konnten. Die Hauptmasse der Wirtschaft war immer noch Hauswirtschaft, war auf Naturalienverbrauch eingestellt. Der Großstaat muß aber Geldabgaben erheben, sonst kann er seine Aufgaben nicht erfüllen; Abgaben von Gegenständen und Leistung von Arbeiten können nur bei der Wirtschaft des allerkleinsten Staates genügen. Naturgemäß lastete der Steuerdruck zunächst auf denjenigen Kreisen, welche geldwirtschaftlich eingestellt waren; so wurden zunächst Industrie und Handel vernichtet. Dadurch verödeten die Städte und die Menschen zogen wieder auf das Land. Mit der Vernichtung der Städte aber wurde die Macht des Staates geringer, seine Untertanen zu fassen. Die großen Hauswirtschaften schlossen sich zu Herrschaftsgebieten ab, deren Besitzer nun mit dem Staat zu tun hatte, wie früher der Magistrat der Stadt. Die Beamten mußten mit Hauswirtschaften bezahlt werden oder wurden aus den Besitzern der Hauswirtschaften gewählt. Die Einfälle und Eroberungen der Germanen bedeuteten, daß diese Besitzer zum großen Teil germanisch wurden. Und so entwickelte sich denn das Römische Reich zu einer Herrschaftenbesitzersaristokratie.

Was bedeutete diese? Eine Herrschaft lag neben der andern; alle wurden zusammengehalten durch den Herrscher. Aber die Macht des Herrschers war nichts, als die Summe der Herrschaftsbesitzer. Wenn diese sich untereinander verbanden, bekriegten, gegen den Herr-

scher arbeiteten, so war er ganz machtlos. Das Reich war nur noch eine Forderung, nicht mehr eine Wirklichkeit.

Die Entwicklung wäre gut gewesen, wenn die neuen Herrschaften organische Gebilde gewesen wären, wie es die alten Stadtstaaten und Länder gewesen waren. Sie hätten dann ihr eigenes seelisches Leben geführt, wie es Athen früher geführt hatte und Theben, Aegypten und Palästina. Die hätten einzeln Geschichte gehabt, nachdem die Geschichte des Römischen Reiches aufgehört hatte. Aber sie waren nicht organische Gebilde, sie waren zufällige Wirtschaftsgründungen mit zusammengewürfelten, abhängigen Leuten; jene alten Gebilde waren Staaten gewesen; diese neuen waren Großgüter mit freien und unfreien Arbeitern, die einem Herrn gehörten. Wir übergehen dabei, daß die Großgüter selber wieder aus geschlossenen Gütern bestehen konnten.

Der Unterschied ist wesentlich, man muß ihn sich recht klarmachen. Das kleinste Gemeinwesen kann Geschichte haben, denn Geschichte ist das gemeinsame Wollen eines Gemeinwesens, das entsteht durch den Kampf untereinander und nach außen sowie den Zusammenhalt untereinander freier Leute; bei Kampf und Zusammenhalt kommen die großen Ideen, welche das geschichtliche Leben tragen. Auf einem Großgut, das einem Herrn gehört, und mag es mehr Bewohner haben, wie ein kleiner freier Staat, kann nur der Herr wollen, und er kann nur wollen für seinen Vorteil. Erst wenn — sehr viel später — auf dem Großgut ein

selbständiger Wille der Untertanen sich entwickelt, wenn der Herr mit ihnen verhandeln muß, etwa wegen der Steuern oder des Kriegsdienstes; und wenn aus ihm selber heraus das sittliche Bewußtsein kommt, daß ein solcher großer Besitz sein Eigenleben hat, daß er den Herrn ebenso besitzt wie der Herr ihn; und in Wechselwirkung beider Gedanken und Willensgänge — erst dann kann sich hier wieder Geschichte entwickeln.

Die Wissenschaft hat die alte Einteilung von Altertum und Mittelalter längst als falsch erkannt; aber wir halten doch immer noch herkömmlich an ihr fest. Wir müssen einteilen: Altertum bis zum Höhepunkt des Römischen Reiches; Verfall; Mittelalter. Die sogenannte Völkerwanderung macht keinen Einschnitt, sie gehört mit zum Verfall; die neuen germanischen Reiche, welche auf dem Boden des Römischen Reiches entstanden, waren nicht Neubildungen, sondern waren Verfallsergebnisse; das Kaisertum Karls des Großen war nichts, als der Versuch, das Weströmische Reich wiederherzustellen. Die Germanen wurden mit in den Strudel des Verfalls gerissen, ehe sie sich aus Eigenem etwas schaffen konnten. Lebendigster Ausdruck dafür ist das Verschwinden der altgermanischen Gemeinfreiheit, aus der staatliche Schöpfungen wie die antiken Kleinstaaten hätten entstehen können, wie es bei den Nordgermanen und im sächsischen England geschah.

Die Herren der Großgüter haben an sich nicht das geringste Bedürfnis, einen Herrn über sich zu sehen. Ihr natürlicher Zustand ist, daß sie ihr Gutsgebiet ab-

schließen, für ihren Vorteil verwalten und mit den Nachbarn in Fehde liegen. Aus solchen Fehden kann entstehen, daß einer eine Anzahl von Großgütern in seiner Hand vereinigt. Die Vereinigung ist durchaus äußerlich. Von der römischen Zeit her ist noch die Idee des Kaisertums, mißverstanden und verdunkelt, erhalten; ein solcher Mann, der eine Anzahl Großgüter vereinigt hatte, dachte diese Idee zu erneuern.

Das Kaisertum Karls des Großen war nur eine Erneuerung des Weströmischen Reiches und nur eine Stufe im allgemeinen Verfall, ein Aufenthalt durch einen großen Mann. Es war aber auch etwas Neues, durch die Verbindung mit der Kirche. Karl setzte sich nicht selber die Krone auf, er ließ sich vom Bischof von Rom krönen, und er half diesen Bischof zum obersten Bischof der Christenheit zu machen.

Es ist schon flüchtig berührt, daß ein ganz großer Besitz sein Eigenleben hat, daß er seinen Herrn ebenso besitzt, wie sein Herr ihn. Als Karl sich krönen ließ, hatte er das im Gefühl. Man erinnert sich daran, daß Augustus das Numen des Kaisers und die Roma als Staatsgötter einrichtete. Es hätte von Karl aus eine Erneuerung der Welt kommen können.

Aber offenbar ist das Gefühl nicht bewußter Gedanke geworden. Das Reich' galt als Eigentum wie nur ein anderes Großgut; es wurde nach seinem Tode unter die Kinder geteilt. Karl hat Anfänge eines geschichtlichen Lebens geschaffen; bei seinen Nachfolgern

brachen sie wieder ab; Karl war ein Herrscher, seine Nachfolger waren wieder Besitzer.

In Deutschland ging dieser Zustand bis auf Ludwig das Kind. Mit ihm erlosch die unmittelbare Nachkommenschaft Karls, das Erbe war frei, und die einzelnen Besitzer waren wieder selbständig.

Nun kam aber ein weiterer geschichtlicher Schritt, nach dem ersten der Kaiserkrönung Karls durch den Papst. Die Franken wählten einen Nachfolger für Ludwig.

Weshalb taten sie das? Vielleicht war inzwischen durch die Gewohnheit das Gefühl in ihnen selbstverständlich geworden, daß ein Oberherr sein müsse, und sie folgten dem Gefühl ohne besonderes Nachdenken; vielleicht machte der Zustand der Länder durch die Einfälle der Hunnen eine allgemeine Gewalt notwendig, wählten sie den König, wie die Freien in den früheren Zeiten den Herzog gewählt hatten; vielleicht mochte die Kirche wünschen, gegen die Raubgier der Fürsten einen gemeinsamen Herrn zu haben, der auf sie angewiesen war.

Jedenfalls war das Deutsche Reich nun ein Wahlreich geworden, so unregelmäßig die Wahl auch war, und damit kam wieder die Möglichkeit geschichtlichen Lebens; denn der Gewählte ist nicht Besitzer, er ist Herrscher; er leitet nicht ein häusliches Leben, sondern ein staatliches.

Conrad war seiner schweren Aufgabe nicht gewachsen. Die Herzöge, das waren die großen Besitzer, folg-

ten weiterhin ihren auseinanderstrebenden Neigungen, und das Königtum bedeutete nichts, als eine beständige Fehde des Königs mit den Herzögen und Fürsten zu den Fehden, die diese bereits untereinander führten.

Es wird berichtet, daß er sterbend riet, man solle nicht seinen Erben, der nach den Anschauungen der Zeit der nächste gewesen wäre, sondern den mächtigsten dieser Herzöge, seinen Feind, Heinrich von Sachsen, zum König machen. Man faßt das heute als Sage auf. Wenn es das ist, so ist die Sage wieder einmal wahrer wie die Wirklichkeit. Der Wunsch Conrads war sittliche Tat. Conrad hatte eingesehen, daß er ein Herrscher war, daß ihm ein Herrscher folgen mußte. Sein Wunsch und dessen Erfüllung war ein großes geschichtliches Geschehen.

Heinrich war dadurch in günstigerer Lage, daß er zu seinem eigenen Besitz durch die großmütige Handlung Conrads noch der Franken sicher war. Er war auch ein kluger und zäher Mann, der die Kunst der Unterhandlung verstand, und er war offenbar ein Taktiker, vielleicht auch ein Stratege. Er hat grundsätzlich nichts Neues geschaffen; aber er hat klug und tüchtig auf Grundlage des Bestehenden gewirkt.

Als sein junger Sohn Otto auf den Thron stieg, wurden sofort alle zerstörenden Mächte wieder lebendig. Er bändigte sie in der Art seines Vaters. Dann aber schuf er etwas Neues, und dadurch wurde er ein großer geschichtlicher Mann, begründete er zuerst wieder einen Staat.

Dieser Staat war etwas sehr Eigentümliches. Er hat bis 1250 bestanden. In ihm haben die Deutschen ihre höchste Blüte erreicht und sind zu der ihnen angemessenen Weltgeltung gekommen, die sie nie wieder erlangt haben. Offenbar war dieser Staat ihrem Wesen angemessen; und wenn wir heute, in unserer tiefsten Schande, uns nach Rettung umsehen, so müssen wir den Staat Ottos untersuchen: vielleicht finden wir Aehnlichkeiten der Lage, die eine ähnliche neue Ordnung ermöglichen.

Wenn ein Volk geschichtslos lebt, wenn nur selbstsüchtige Einzelwünsche miteinander kämpfen, dann herrscht die platte Gemeinheit. Die wirkt aber stets zerstörend. Wir wissen, daß es damals kaum einen Handel und eine Industrie gab, welche ein wirtschaftliches Band um die Menschen schlingen. Jeder, der Land und Leute hatte, lebte wirtschaftlich abgeschlossen. Es ging ihm besser, wenn es dem Nachbarn schlechter ging, denn zum mindesten konnte ihm der dann nicht schaden, vielleicht aber konnte er auch dessen Besitz noch erwerben. So stehen die Herren ohne Gemeinschaftsgefühl einander gegenüber und als Feinde; und ihre Feindschaft ruht nicht auf seelischen Gegensätzen, auf irgend etwas Sittlichem, sondern auf dem gemeinen Eigennutz. Man kann sie mit Unternehmern vergleichen, die im Wettbewerb stehen. Auch innerhalb der einzelnen Herrschaften konnten sich wohl nur ausnahmsweise sittliche Beziehungen entwickeln. Man stelle sich einen großen Be-

sitz von heute vor: der Untertan will möglichst wenig leisten und der Herr will möglichst viel herauspressen.

Man lasse sich nicht dadurch irremachen, daß ja doch nicht das ganze deutsche Volk in solche Großgüter aufgeteilt war. Wir erleben heute den Kampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat als das Leben der Nation bestimmend. Die Bourgeois und Proletarier machen vielleicht zwanzig vom Hundert der Gesamtbevölkerung aus; die übrigen rühren sich nicht oder laufen mit. Das ist ja das Eigentümlichste beim öffentlichen Leben, daß niemals die ganze Nation es lebt, sondern stets nur eine Minderheit; und die Kunst des Staatsmanns, des Staatsmanns im höchsten Sinne, besteht darin, eine solche kämpfende Minderheit zu erzeugen, daß das öffentliche Leben geschichtliches Leben wird; daß nicht die allgemeine menschliche Gemeinheit sich äußert, sondern große Ideen miteinander ringen, durch deren Kampf ein allgemeiner Schwung der Nation erzeugt wird.

Die Tat Ottos des Großen ist, daß durch ihn mit einemmal ein Kampf großer Ideen an die Stelle der Zänkereien der Gemeinheit tritt, der die Nation wohl auf das tiefste aufwühlt, vielleicht mehr Unglück gebracht hat, wie jene Zänkereien; denn die Fehden und Bürgerkriege darf man in ihrer zerstörenden Wirkung nicht überschätzen; aber alle sittlichen, seelischen, geistigen Kräfte der Nation freimacht. Ein Kampf ist alles höhere Leben. Nicht das ist das Ziel der Geschichte, einen Schlaraffenzustand zu erzeugen, sondern durch großes Geschehen die Menschen wertvoller zu machen:

durch Leiden und Zweifel mehr wie durch Glück und Befriedigung.

Ich erzählte bereits, daß ich an einem Epos arbeite, das die drei Jahrhunderte umspannt, welche die Schöpfung Ottos gelebt hat, bis sie sich ausgelebt hat, wie alles Geschaffene. Sehr schwer wird sich in irgendeiner andern Geschichte ein solcher epischer Stoff vorfinden; denn die Schöpfung Ottos hat ein Leben geführt, das bereits fast alle Eigenschaften einer Dichtung hat, das man nur verstehen muß; es ist eine geschlossene Tragödie.

Diese Tragödie ist aber auch Tat der Nation. Otto war ein ganz deutscher Mann, er hat seinem Volk eine Aufgabe gestellt, die aus dem Volk selber gekommen war, die das Volk ganz lösen konnte. Wohl sehr selten hat es in der europäischen Geschichte sonst eine solche Einheit gegeben; man muß schon an die tausendjährige Geschichte der Aegypter und Chinesen denken, wenn man vergleichen will.

Die Lage war: die Fürsten im Grunde selbständig, nur widerwillig gehorchend. Die Königsmacht nur darauf ruhend, daß der König zugleich Herzog von Sachsen ist. Die Verbindung mit den Franken hat sich sofort nach Heinrichs Tod gelöst. Otto mußte eine Macht schaffen, welche ihm zur Verfügung stand. Er wählte dazu die Kirche. Er begabte die kirchlichen Herren, daß sie immer mächtiger wurden; die kirchlichen Besitzungen waren in ganz Deutschland verstreut, also standen ihm überall deren Leute zur Verfügung; er

setzte die kirchlichen Herren ein und eine Erblichkeit war bei ihnen ausgeschlossen.

Voraussetzung war, daß die kirchlichen Herren sittliche Männer waren. Zwar war auch die Kirche damals tief gesunken. Aber schließlich, was überhaupt noch von Sittlichkeit im Volk lebte, das war in der Kirche. Er gab diesen Männern eine große Aufgabe. Dabei unterstützte ihn freilich, daß die weltlichen Herren der Kirche immer gefährlich waren, daß die kirchlichen Herren schon um ihrer selbst willen sich an den König anschließen mußten. Aber alles das zugegeben: bei ihnen war es doch immer klar, daß sie ein Amt verliehen bekommen hatten, daß sie nicht ein Eigentum besaßen; waren immer doch die Lehren des Evangeliums, welche immer wieder ihnen vorgehalten werden konnten.

Die Bedeutung des Schrittes wird erst deutlich, wenn man die Aufgabenstellung betrachtet, die er zur Folge hat.

Der König muß notwendig verlangen, daß die Geistlichkeit sittlich ist; diese sittliche Geistlichkeit aber kann nicht einem unsittlichen König dienen, sie muß ihrerseits auch vom König das Höchste verlangen. Mit einem Male ist der alte Kreislauf verlassen, aus dem nie ein neues Leben kommen konnte: Schwächung der Nachbarn, eigene Stärkung; Ansprüche des Königs an die Fürsten, Versuche der Fürsten, sich den Ansprüchen zu entziehen. In diesem Kreislauf mußten die Mächte des öffentlichen Lebens sich notwendig immer schwächen;

die Fürsten einander, der Kaiser die Fürsten und die Fürsten den Kaiser. In dem neuen Leben die neuen Mächte mußten sich notwendig gegenseitig stärken: der König die Kirche und die Kirche den König; und diese wirtschaftliche und politische Stärkung mußte mit sittlichen Anforderungen Hand in Hand gehen.

In kurzer Zeit hat Otto in Deutschland Ordnung geschaffen; ganz von selber mußte seine Macht nun weitergreifen. Sie griff nach Italien, denn Italien konnte mit seiner, wenn auch geringen, Geldwirtschaft dem König eine Unterstützung gewähren, denn Geld, außer aus den eben entdeckten Gruben des Harzes, konnte Deutschland für die Zwecke der Herrschaft nicht geben. Da kam ganz natürlich, daß auch in Italien die Macht des Königs sich auf die Kirche stützte; zu dem Zweck mußte die Kirche und das Papsttum von der sittlichen Verderbnis befreit werden und eine sittliche Macht werden wie in Deutschland. Als Otto zum Kaiser gekrönt wurde, da geschah etwas Neues, etwas, das bis dahin noch nicht gewesen war: die Menschheit erhielt zwei oberste sittliche Gewalten, den Kaiser und den Papst. Die Menschheit; denn diese sittliche politische Gewalt in Deutschland, die sich mit der sittlichen religiösen geeinigt hatte, mußte naturgemäß die geistige Herrschaft über die Welt beanspruchen. Das war nicht mehr eine Erneuerung des Weströmischen Reiches, das war eine neue staatliche Form.

Jede staatliche Form stellt einen Spannungszustand dar; Bedeutung und Wert der Formen richten sich

nach Bedeutung und Wert des Spannungszustandes. Die von Otto gesetzte Spannung war die höchste, welche die westliche Welt seit dem Untergang der Pharaonen gesehen hatte, sie löste deshalb auch die höchsten Leistungen aus; noch heute leben wir von ihnen.

In dem Augenblick, wo diese Spannung da ist, verliert die gemeine frühere Spannung König—Fürst und Fürst—Fürst ihre Bedeutung. Wohl werden in den folgenden Kämpfen oft genug die Fürsten gegen den Kaiser aufgeboten; aber sie werden nur noch benutzt; ihre Gemeinheit ist nicht mehr Selbstzweck; man sieht deutlich, daß sie nur Mittel sein kann. Man denke an die heutigen Zustände; es wird den Menschen wohl allmählich klar, daß sie die Mittel mit dem Zweck verwechseln; sobald sich ein großer politischer Spannungszustand finden wird, werden die gemeinen Kämpfe, die wir heute erleben, in die ihnen angemessene Bedeutung zurücksinken, sie werden dann zu Mitteln von Ideen werden, während sie heute Zwecke sein wollen.

Dieser von Otto gesetzte Spannungszustand hat sich in den drei Jahrhunderten entwickelt durch tragischen Kampf bis zur Lösung; die Geschichte dieser Entwicklung ist die deutsche Geschichte, die Weltgeschichte dieser Jahrhunderte.

* *
*

Wir wollen, wenn wir wieder zu dem heutigen Zustand kommen, das festhalten, daß die Erlösung aus der

geschichtslosen Zeit die Setzung eines bedeutenden Spannungszustandes war. Aber wenn wir die heutige Zeit verstehen wollen, dann müssen wir zunächst die Geschichte noch weiter verfolgen.

Wie der Spannungszustand gelöst ist, mit dem Tode Friedrichs II., ist das Kaiserreich zu Ende. Es tritt wieder ein Zustand ein, welcher, mit den Veränderungen, die durch die andern wirtschaftlichen Verhältnisse, insbesondere die Entstehung der Städte, gekommen waren, dem Zustand vor 950 entspricht. Im kleinen ist nun in den Städten geschichtliches Leben. Im großen aber stehen die Städte ebenso ideenlos wie die Fürsten da. Es bildet sich ein neues Königtum, das auf der Hausmacht ruht. Dieses hält notdürftig einen Ruhezustand aufrecht; ganz natürlich breitet es die Hausmacht auch über Staaten aus, die nicht zum Reich gehören, und bewirkt dadurch, daß das Reich, das selber ja keine politischen Ziele setzen kann, Mittel für die politischen Ziele dieses Staatengebildes wird. Aus einem geschichtlich handelnden Volk werden die Deutschen zu einem leidenden.

Inzwischen haben sich in Spanien, Frankreich und England neue Staatenbildungen vollzogen auf einer ganz andern Grundlage als die der Deutschen von 950. In deren Auswirkungen leben wir noch heute, sie erscheinen uns deshalb als die natürlichen. Wir müssen uns klarmachen, daß auch sie nur geschichtlich bedingt sind und keine Bürgschaft der Ewigkeit hatten.

Das deutsche Königtum ruht auf der Hausmacht; das

Hauptgebilde ist hier die Dynastie, welche verschiedene Besitzungen hat, zu denen auch der gewissermaßen erbliche Anspruch auf die deutsche Königswürde gehört; diese aber wird nicht zur Königsherrschaft ausgebildet, weil die Geldbedürfnisse durch die andern Besitzungen gedeckt werden; es gibt keine Steuern des deutschen Staats, es gibt also auch keinen deutschen Staat.

In Spanien, Frankreich und England braucht der König Steuern. Um sie von den Mächten zu erhalten, welche sich gebildet haben, muß er ein Parlament berufen. Diese Mächte sind die alten Großgüter, die sich im Lauf der Zeit zu einer Art halbstaatlicher Gebilde entwickelt haben, die Kirche, welche großen und unabhängigen Besitz von Land und Leuten hat, und die Städte. In den Parlamenten kommt Adel, Geistlichkeit und Bürgertum zusammen, treffen sich die Männer aus allen Gegenden des Staates; hier fühlen die Leute, daß sie eine Nation sind, und im Kampf mit den Königen bildet sich das Nationalitätsgefühl weiter aus. Die Könige müssen das Eigenleben der einzelnen Bestandteile des Staates immer mehr zu brechen suchen, um ihre Ansprüche durchzusetzen, die sich notwendig mit den gesteigerten Staatsausgaben steigern; und sie können das auch, denn jedesmal wächst ihre Macht weiter. Das Ergebnis muß eine gleichartige Gesellschaft durch den ganzen Staat sein, eine Gesellschaft, in welcher nur noch der Staatsbürger der Staatsgewalt gegenübersteht, die sich in Bureaukratie und Heer verkörpert. Das ergibt dann die Demokratie: endlich erklären diese

Staatsbürger, daß sie den Staat selber beauftragen werden, indem sich Parteien bilden und die Partei, welche die Mehrheit hat, die Regierung zusammensetzt.

Im achtzehnten Jahrhundert hatte ein kleiner Reichsfürst den Einfall, seine Bauern zu vertreiben und sein Land aufzuforsten. Noch damals war der Kaiser eine sittliche Macht; er verbot dem Menschen seinen Plan und drohte mit Reichsexekution. Das Bauernlegen geschah bei uns nur in früher slawischen Ländern. Man denke an den Unterschied von den englischen Verhältnissen, wo die höchste staatliche Macht, das Parlament, eigens Gesetze für das Landrauben erließ. In seinem Abschnitt über die „ursprüngliche Akkumulation" stellt Marx die englischen Verhältnisse als allgemeingültig hin. Der platte Mensch hatte keine Ahnung von der Mannigfaltigkeit des geschichtlichen Lebens; seine nun auch noch dummen Nachtreter, welche uns den Parlamentarismus aus England geholt haben, noch weniger.

Unter diesen gleichen und gleichberechtigten Staatsbürgern bildet sich aber eine neue, auf wirtschaftlicher Grundlage ruhende, Machtordnung aus, welche diese Demokratie eigentlich gar nicht zur Entwicklung kommen läßt und sie von innen aushöhlt, indem sie nur ihre äußere Form sich ausbilden läßt. Es bildet sich die Spannung Bourgeoisie—Proletariat.

Diese muß natürlich endlich eine neue staatliche Form erzeugen. Aber zunächst wirkt sie in der alten Form der formalen Demokratie, die bei den westlichen Völ-

fern herrschend ist. Diese traten in diesem Zustand in den Weltkrieg.

Der Weltkrieg wurde gegen das Deutsche Reich geführt, wie es von Bismarck geschaffen war. Was für ein Gebilde war dieses?

Das alte Deutsche Reich, jene Form, in welcher die Deutschen nur Geschichte litten und nicht Geschichte machten, wurde von Napoleon aufgelöst. Damals fielen die geistlichen Herrschaften, das letzte Ueberbleibsel unserer großen Zeit. Es wurden eine Reihe Kleinstaaten begründet und zwei Großstaaten: die habsburgische Monarchie, bestehend aus den Ueberbleibseln der habsburgischen Hausmacht, und der preußische Staat, entwickelt durch eine Reihe bedeutender und großer Fürsten. Diese Zersplitterung lag hauptsächlich im Interesse Frankreichs.

Das Deutsche Reich, welches Bismarck gründete, war nun durch zweierlei grundsätzlich verschieden von den übrigen Staaten.

Erstens umfaßte es nur einen Teil der Deutschen und hatte nicht die Absicht, auch die deutschen Länder sich anzugliedern, die seinem Verband nicht angehörten. Es war also nicht die staatliche Form der deutschen Nation.

Zweitens war es ein Bundesstaat. Dessen einzelne Staaten waren der Hauptsache nach Monarchien, in welchen eine Art von herrschender Klasse unter Kontrolle von Volksvertretungen bureaukratisch-liberal regierte. Diese herrschende Klasse war der gebildete Mit-

telstand. Er suchte die geschichtliche Ueberlieferung zu wahren und zwischen den sich befehdenden Erwerbsständen eine gerechte Mitte zu treffen, unter einer Bevorzugung der Bourgeoisie, welche sich aus den gesellschaftlichen Verbindungen und einer allgemein liberalbeharrenden Gesinnung ergab. Diese Staaten waren durch ihre Fürsten zu einem Bund zusammengetreten, dessen Haupt der König von Preußen unter dem unzutreffenden und sehr irreführenden Titel des Deutschen Kaisers war. Außer dem Kaiser waren Gliedmaßen des Bundes der Bundesrat, die Vertretung der Regierungen der Bundesstaaten und der auf Grund des gleichen Wahlrechts jedes Bürgers eines der Bundesstaaten zusammentretende Reichstag. Einige staatliche Hoheitsrechte hatte das Reich, einige hatten die Einzelstaaten; die Teilung war so, daß nach außen Einheit durchaus bestand und nach innen in gewissem Grade.

Da die parlamentarisch-demokratische Form der westlichen Staaten als die normale Staatsform galt, so strebten die bürgerlich-fortschrittlichen Kreise diese an, was natürlich dem Reich die Bundeseigenschaft genommen und es zu einem Einheitsstaat gemacht hätte. Wahrscheinlich würde die Folge eine Entwicklung des Nationalgefühls gewesen sein und der Wunsch, die nicht zum Reich gehörigen deutschen Länder anzugliedern, wie es in Italien kam, wo man ja auch ein ähnliches Gebilde hätte schaffen können und den demokratisch-parlamentarischen Einheitsstaat vorzog. Aber die Kämpfe

um eine solche Umgestaltung traten zurück durch den großen wirtschaftlichen Aufschwung, der alle Kraft des Volkes für sich in Anspruch nahm. Die westlichen Völker hatten durch ihre ältere staatliche Gestaltung einen großen wirtschaftlichen Vorsprung; dieser sollte eingeholt werden, das deutsche Volk sollte die ihm nach seiner geistigen Bedeutung und seiner Volkszahl zukommende Stelle im wirtschaftlichen Leben Europas einnehmen.

Dieser wirtschaftliche Aufschwung erzeugte nun auch in Deutschland die Spannung Bourgeoisie—Proletariat, die auf eine neue politische Form hindrängte.

Die Verfassung des Deutschen Reiches enthielt einen sehr gefährlichen Punkt: die große Macht des Kaisers, der keine annähernd gleiche Macht gegenüberstand. Bismarck hatte geglaubt, daß die Fürsten, wenn es nötig sein würde, dem Kaiser das Widerspiel halten könnten; er hat sich getäuscht.

Mit Recht wird jeder Tieferdenkende bei den großen geschichtlichen Entscheidungen immer eine unlösbare Verstrickung von Persönlichkeit und Schicksal finden. Es war das Schicksal Wilhelms II., daß er auf eine Stelle gesetzt war, der — abgezogen gesprochen — nur ein Mann von höchstem Geist und höchster Sittlichkeit gewachsen war; es war sein Schicksal, daß ihm nicht eine Macht gegenüberstand, die ihn durch ihren Widerstand auf die größte menschliche Höhe treiben konnte; und er war ein trivialer Narr.

Im Weltkrieg zerbrach das Bismarcksche Gebäude durch die Parlamentarisierung; die sogenannte Revolution mit der Flucht des Kaisers und der Abdankung der Fürsten nach dem Waffenstillstandsangebot war nur eine notwendige und wenig bedeutende Folge.

Wir haben nun einen parlamentarisch-demokratischen Staat nach westlichem Muster, dessen Gestaltung, besonders in der Finanzgesetzgebung, recht leichtfertig geschah; allerdings ist der Bau wohl nicht auf lange Dauer berechnet.

Das deutsche Volk beträgt sich recht ungeschickt in seinem neuen staatlichen Haus. Man sagt deshalb von ihm, es habe keine politische Begabung. Sollte der Grund nicht darin liegen, daß das neue Haus den Bedürfnissen von Anfang an nicht entspricht?

Denn die neue Spannung Bourgeoisie—Proletariat muß ja offenbar den alten bürgerlichen demokratisch-parlamentarischen Staat sprengen. Sie hat schon längst das Wirtschaftsleben verlassen und wirkt im politischen Leben. Sie muß zunächst politisch zerstören; und es ist sogar schon der erste Versuch einer neuen Staatsform gemacht, in Rußland, wo das Alte derartig einstürzte, daß ein völliger Neubau nötig und möglich wurde.

Wir können schon heute in Rußland sehen, was sich von diesem Neubau nicht halten wird; wir sehen aber, wie wichtige Gedanken, welche er enthält, bei den andern Völkern aufgenommen werden. Die Deutschen sind heute vielleicht in der verwirrtesten Verfassung; viel-

leicht gerade deshalb könnte ihnen das Bauen des neuen Staates gelingen.

* *
*

Wenn wir diese Dinge untersuchen, dann stoßen wir für unser Denken sowohl wie für unser Darstellen immer an die Grenzen, welche uns die Sprache zieht. Die Geschichte ist ein Fluß, der Staat ist Leben und Werden; die Worte aber, mit denen wir arbeiten, setzen feste Dinge voraus. Wenn wir das Wort „Staat" gebrauchen, dann müßten wir eigentlich immer ganz genau bezeichnen, was wir eigentlich meinen, denn mit dem Wort ist gar nichts gesagt. Wenn wir über diese Dinge denken, dann müssen wir uns vor den Begriffen hüten, die mit den Worten bezeichnet werden, die etwas Festes sind; wir müssen mit aller Kraft suchen, uns eine Anschauung dessen lebendig zu machen, über das wir denken. Wir werden dann sehen, daß die Menschen in den politischen Dingen sich gewöhnlich mit leeren Redensarten behelfen, ihre Wünsche für Wirklichkeiten nehmen, und in einer Weise verlogen sind, wie es in so hohem Maße nur noch in der Theologie der Fall ist.

Wir können mit Recht von der Kunst sagen, daß sie ein Ausdruck des Volkslebens ist. Aber ein Kunstwerk wird immer nur von einem gemacht und von einigen wenigen gefühlt; die große Masse merkt überhaupt nichts von der Kunst. Trotzdem ist die tote Masse doch in Zeiten, wo sie da ist — es gibt Zeiten im Völkerleben,

wo sie nicht vorhanden ist — für das Volk notwendig. Man kann vielleicht sagen, daß das Wesen der Zivilisation darin besteht, daß diese tote große Masse sich ungeheuer vermehrt gegenüber dem lebendigen Teil des Volkes.

Genau dasselbe, was von der Kunst gilt, das gilt auch vom staatlichen Leben. Es wird von einem gelebt, von einer Minderheit gefühlt, und die große Masse merkt nur an den Folgen Behaglichkeit oder Unbehaglichkeit, wirkt dann in ihrer Weise zurück, nämlich unvernünftig, und kann dadurch dem schöpferischen Staatsmann, dem Einen, vielleicht Rohstoff für seine Arbeit geben.

Es gab Zeiten, wo man an eine sogenannte Volkskunst glaubte. Man verwirrte dabei zweierlei: erstens die Tatsache, daß jede Kunst Ausdruck des Volkslebens ist; und daß in gewissen Zeiten Kunstwerke scheinbar Eigentum der großen Masse werden; in Wirklichkeit werden sie in stumpfer Weise von ihr aufgenommen. Etwa die schöne Ballade von den zwei Königskindern wurde in früheren Zeiten vom Volk aufgenommen, wie heute ein Kinostück. Damals gab es nicht das Kinostück, es gab nur die Königskinder; und freilich, so stumpf die Masse ist, irgendwelche Wirkungen kommen aus dem so Aufgenommenen doch, und natürlich wirkten die Königskinder bildend und das Kinostück wirkt verrohend.

Aehnlich so glaubt man heute, daß die Masse politisch schöpferisch sei. Man verwirrt die Tatsachen, daß

ein geschichtlich wirklicher Staat immer Ausdruck des Volkslebens ist, und daß unverstandene politische Redensarten und Begriffe im Volk eine allgemeine dumpfe Bewegung hervorrufen können. Wie das sogenannte Volkslied nichts war, als das Minnesingerlied, das durch den Meistergesang gegangen war, so ist heute die sogenannte politische Bildung der Masse nichts, als ein Gemengsel von platt gewordenen Sätzen des Liberalismus, welche durch die Gemütskraft der Masse eine gewisse scheinbare Innigkeit und ein schwärmerisches Wesen angenommen haben.

Das staatliche Schaffen geht immer von Einem aus, der von einem kleinen Kreis Mitfühlender umgeben ist. Wir können vor unsern Augen bei Lenin ein Musterbeispiel des Vorganges sehen.

Aber darum ist es durchaus nicht eine subjektiv-willkürliche Tätigkeit. Es gleicht auch darin dem künstlerischen Schaffen, daß es nicht nur allgemeinen und ewigen Gesetzen gehorcht, die der wirkliche Staatsmann wie der wirkliche Künstler lebendig in seiner Brust trägt, sondern daß es zugleich Ausdruck des Volkes und der Zeit ist. Der Staatsmann ist der Kopf des Volkskörpers, der allein denkt und spricht, nach dessen Willen die Hände sich bewegen und die Füße gehen; aber Blutumlauf und Verdauung geschehen ohne seine Einwirkung, und wenn man ihn vom Körper abhackte, so könnte er nicht mehr denken und sprechen. Wir können das so ausdrücken: irgendein Mann, irgendeine Minderheit lebt zu einer bestimmten Zeit das staatliche

Leben eines Volkes, und sie beherrschen irgendwie die übrigen: sehr viel weniger durch Gewalt, wie die Leute gegenwärtig leicht denken, als durch Suggestion und durch die Tatsache, daß die Masse selber ja gar nicht will.

Wir müssen uns das heute besonders klarmachen, wo die Politik angeblich von den Massen gemacht wird. Die Revolutionen liefern dem Staatsmann nur Möglichkeiten, und die Massen sind immer nur Rohstoff.

Was für Männer, was für Minderheiten sind das nun, welche das staatliche Leben eines Volkes führen? Hier stecken die eigentlichen Geheimnisse der Geschichte. Unsere Vorfahren sprachen von einer göttlichen Leitung der Völker; an diesem Punkt setzt diese Leitung ein.

Der Einzelne und die Minderheit können eine frei gebildete Gruppe sein. Als das staatliche Leben im Römischen Reich zerfiel, da kam im Christentum, das die Kirche bildete, ein neues staatliches Leben auf. Die Männer, welche es trugen, wurden lediglich durch eine gemeinsame Ueberzeugung zusammengehalten. In sehr vielen Fällen sind solche Männer zum Bewußtsein vorgedrungene Vertreter einer bestimmten Klasse. Der Liberalismus wurde vom Bürgertum getragen — das war, damit wir es uns klarmachen, etwas, das man heute als Kleinbürgertum und Handel von der Art alter Kaufherren bezeichnen müßte; wenn die Spannungssetzung sich entwickelt, welche durch diese Männer geschaffen ist, dann würde sie denen sehr oft nicht

mehr entsprechen; etwa der bourgeoise Staat hat mit dem alten Liberalismus und seinem Bürgertum sehr wenig gemeinsam.

Wir haben heute die politische Spannung Bourgeoisie—Proletariat. Das Proletariat ist der politisch tätige Teil der Nation. Das sind die beiden Tatsachen. Wir haben den Zustand in allen Ländern der europäischen Zivilisation. In allen Ländern, mit Ausnahme von Rußland, sehen wir ein eigentümliches Zögern und Schwanken; am auffälligsten in Deutschland. Wenn man das Wort „Kapitalismus" unbestimmt nehmen will, so kann man sagen, daß durch die revolutionären Bewegungen der Kapitalismus bis jetzt nur gestärkt ist. Das ist nicht richtig, aber es scheint so, denn die Spitzbuben scharren ungescheut Millionen und Milliarden zusammen auf Kosten der hungernden Völker. Daß es in Rußland anders ist, hat seine besonderen Gründe.

So müssen wir uns fragen: Ist die Spannungsbildung Bourgeoisie—Proletariat richtig? Ist es richtig, daß das Proletariat der politisch tätige Teil der Nation ist? Wir haben schon am Anfang dieser Abhandlung behauptet, daß wir heute keine Geschichte erleben. Der Grund, daß ein Volk und eine Zeit, die überhaupt Geschichte erleben könnten, sie nicht erleben, liegt in einer falschen Spannungsbildung. Es ist Raum für einen schöpferischen Staatsmann, der eine richtige Spannung bildet.

Und in der Tat: alle Völker rufen ja nach dem Staatsmann, der sie in Ordnung bringen soll; und der

ungeheure Vorteil, den Rußland heute hat, ist, daß es einen Staatsmann besitzt, wenn es auch nur ein schlechter ist.

Die Ursache der gegenwärtigen Spannung ist die: Ein Teil der Bedürfnisse der Nation wird industriell hergestellt. Die gesellschaftliche Form dieser Herstellung stammt aus früheren Zeiten, wo sie etwas ganz anderes bedeutete. Früher besaß der Handwerksmeister Werkstatt, Werkzeug und Rohstoffe und der Geselle arbeitete bei ihm; der Geselle war aber künftiger Meister und befand sich noch in den Jahren der Ausbildung, in welchen er Freiheit und Beweglichkeit brauchte. Heute sind die Unternehmer die Besitzer der Arbeitsmittel und die Arbeiter arbeiten bei ihnen um Lohn; die Arbeiter sind dadurch nur Mittel geworden und entbehren der menschlichen Freiheit und Würde. Der Zustand muß irgendwie so neu geordnet werden, daß die Arbeiter wieder freie und würdige Menschen sein können.

Es sind zwei Vorschläge der Neuordnung aufgetaucht und von den Arbeitern vertreten. Den einen wollen wir an den Namen Proudhon knüpfen, weil Proudhon ihn am besten darstellt. Die Arbeiter eines Werkes werden Besitzer der Arbeitsmittel, arbeiten genossenschaftlich, und tauschen durch Vermittlung eines Geldes, das dem Arbeitswert jeder hergestellten Ware entspricht, von andern Genossenschaften ein, was sie brauchen. Von hier aus geht der Anarchismus.

Der andere Vorschlag wird am besten mit Marx verbunden. Die Gesellschaft besitzt die Arbeitsmittel; alle

Menschen müssen mit ihnen arbeiten und bekommen das, was ihnen zukommt — manche möchten: was sie gebrauchen — von der Gesellschaft zugewiesen. Das ist der Kommunismus.

Begreiflicherweise sträuben sich die Unternehmer gegen die Enteignung, welche ihnen in beiden Fällen droht. Mit den Unternehmern unlöslich verbunden sind noch andere Berufsstände; diese ganze Masse nennt man Bourgeoisie und sieht sie in verständlichem Gegensatz zum Proletariat.

Nun ist die Lage aber so, daß die Bourgeoisie nicht einfach mit ihren Besitzansprüchen zur Seite geschoben werden kann. Denn Besitz der Arbeitsmittel und Anstellen der Arbeiter ist ja nur die Form, unter welcher heute die gesellschaftliche Verteilung der erzeugten Waren stattfindet. Die Bourgeoisie in ihrer Gesamtheit besorgt die Verteilung.

Mit der Unklarheit, welche in diesen Dingen üblich ist, vergleicht man immer die französische Revolution mit der proletarischen Revolution. Aber die Adeligen damals waren nur Rentenbezieher, Verpächter und Berechtigte. Sie standen überhaupt nicht tätig im Erwerbsleben und konnten deshalb einfach ausgeschaltet werden. Die Bourgeoisie in ihrer Gesamtheit ist für das gegenwärtige Leben durchaus notwendig. Nur wenn es gelänge, mit einem Schlage eine Ordnung Proudhonscher oder Marxscher Art zu schaffen mit den dazu nötigen gelernten und geübten Personen und Ein-

richtungen, könnte man mit einem Schlage die Bourgeoisie zur Seite schieben.

Aber da kommt noch ein weiteres Bedenken. Beide Ordnungen bestehen zunächst nur im Gedanken. Wie werden sie in der Wirklichkeit sein? Marx hat bereits die Ordnung Proudhons als unmöglich nachgewiesen: die Unmöglichkeit seiner eigenen Ordnung stellt sich heute in Rußland heraus.

In beiden Fällen liegt die Sache sehr einfach. Die Proudhonschen Arbeiter wissen nicht, ob ihre Waren auch gebraucht werden. Sie bringen sie auf die Arbeitsbörse, erhalten ihr Arbeitsgeld, wollen sich kaufen, was sie brauchen; und siehe da, alle haben bloß daran gedacht, eine angenehme Arbeit zu haben und nicht daran, was nun nötig ist. Bei der Marxschen Ordnung entpuppt sich die sogenannte Gesellschaft als ein recht strammer Staat, der seine Leute derartig unter der Knute hält und halten muß, daß ihnen die Arbeitslust gründlich vergeht. Der Marxische Bürger ist Staatssklave, wie das der Untertan in manchen orientalischen Reichen war. Da der Staat mit schwindeldemokratischen Einrichtungen hantiert, so stellt es sich heraus, daß die herrschende Klasse, die Beamten, sich größtenteils aus Juden ergänzt, welche mit solchen Formen am besten umzugehen wissen. Machiavelli findet mit Recht den Wert einer staatlichen Ordnung in ihrer Haltbarkeit: daß diese Ordnung haltbar ist, möchte wohl zweifelhaft sein.

Aber wir haben hier auch noch dazu immer die find-

liche Unterstellung bestehen lassen, daß die gesamte Erzeugung dergestalt neugeordnet werden kann; sie ruht auf der von unglaublicher Blindheit zeugenden Meinung, daß die kapitalistische Erzeugungsweise heute die allgemeine sei. Das scheint den Leuten nur so, eben weil die Spannungsetzung Bourgeoisie—Proletariat vorhanden ist, die als politische Aufgabe erscheint, und weil bei solchen Spannungsetzungen alle Unbeteiligten aus dem politischen Gesichtskreis verschwinden.

Endlich aber stellt es sich heraus, daß der Kapitalismus seinerseits auch eine geschichtliche, das heißt, sich ständig wandelnde Einrichtung ist. Es bilden sich heute ganz neue kapitalistische Formen heraus, welche ganz neue revolutionäre Möglichkeiten eröffnen. Die Arbeiter, welche immer noch die Gedanken festhalten, welche vor achtzig Jahren einmal revolutionär waren, merken von ihnen nichts, und die Dummköpfe, welche sie führen, auch nicht.

Marx war ein Schüler von Hegel und handhabte die Hegelsche Dialektik. Die Dialektik ist ein Brecheisen, und es kommt darauf an, wo man es ansetzt. Es gibt keine größere Torheit, als mit ihr prophezeien zu wollen, wie es Marx tat. Man kann sie verwenden, wenn man sich ein Schema des Vergangenen zurechtmachen will; wenn man sie aber auf die Zukunft anwendet, so ist ja klar, daß man nie aus dem Subjektiv-Willkürlichen herauskommen wird, denn der Punkt, wo man sie ansetzt, ist persönliche Wertung. Marx wollte Aufruhr predigen, deshalb setzte er die dialektische Weiter-

bildung beim Proletariat an. In Wirklichkeit ist das Proletariat träge Masse, setzt die Weiterbildung bei der inneren Ordnung des kapitalistischen Gesamtvorgangs ein, welcher aus Planlosigkeit und gegenseitigem Kampf zu abgegrenzten Wirtschaftsgebieten kommt.

Zwei Ordnungen bilden sich im Kapitalismus heraus.

Erstens ein ganzer Gewerbszweig wird zusammengefaßt in einen lockeren oder festen Verband, von der Preisfestsetzung an bis zur gemeinsamen Regelung der Erzeugung, bei welcher das Ganze ein einheitliches Unternehmen wird mit im Lande verstreuten Einzelbetrieben, der Einzelunternehmer nur noch Aktionär und bestenfalls Betriebsleiter eines Einzelbetriebes ist.

Zweitens ein Betrieb erweitert sich nach vorn und hinten, so daß er sich Betriebe angliedert, in welchen Dinge hergestellt werden, die er gebraucht und Dinge für welche seine Erzeugnisse gebraucht werden.

Solche neuen Ordnungen aber bilden bereits den Uebergang zu der Möglichkeit eines selbständigen Staatswesens, das sich nur nicht auf einem runden Stück Land befindet, sondern, ähnlich wie der Staat eines Wikingerkönigs auf Menschen und Schiffen oder das merkwürdige Staatsgebilde des afrikanischen Amazonenreichs im siebzehnten Jahrhundert auf Menschen und Waffen, auf Menschen und Fabriken ruht. Es würde sich, wenn die Entwicklung ungestört verliefe, bald herausstellen, daß die kapitalistische Erzeugungsweise dort, wo sie technisch nicht berechtigt ist, sich wie-

der zurückbildet zu einem neuen Handwerk, indessen die neuen Ordnungen sich zu einem selbständigen Leben innerhalb des verfallenden gegenwärtigen Staates entwickeln.

Die Entwicklung verläuft nicht ungestört, weil die Arbeiter, indem sie den Traumbildern nachgehen, welche ihnen vorgegaukelt werden, störend in sie eingreifen.

Wie, wenn ein Ergebnis dieses Eingreifens ist, daß die Arbeiter sich mit den Bourgeois zusammentun, um das übrige Volk zu plündern? Das haben sie in Deutschland gemacht. Sie haben die Löhne übermäßig erhöht und haben zugegeben, daß die Unternehmer die Preise noch mehr erhöhten. Das kindische Vorgehen wurde möglich durch den Papiergeldschwindel des Staates. Allmählich merken die Arbeiter, daß sie von den erhöhten Löhnen nichts haben, denn die Papierpresse kann wohl Geldscheine drucken, aber nicht ein einziges Brot erzeugen; sie sehen ein, daß sie bei der Spitzbüberei sich selber bestohlen haben. Die englischen Kohlenarbeiter sind klüger, sie verlangen mit der Lohnerhöhung Preisherabsetzung. Aber auch mit diesem Mittel ist nichts auszurichten, man wird nur zerstören, wie man in Deutschland das Wirtschaftsleben durch dieses Vorgehen mit zerstört hat, denn Unternehmer wie Arbeiter sehen heute bei uns ihren Vorteil darin, die Erzeugung zu verringern, weil sie beide dabei mehr zu verdienen glauben; inzwischen stirbt das Volk vor Hunger.

Die ganze Zielrichtung der Spannung Bourgeoisie—

Proletariat ist verschoben. Das Ziel war eine neue Ordnung der Erzeugungsweise gewesen; es ist ein Kampf der beiden Mächte geworden, der zur Vernichtung beider führen muß, der unterbrochen wird durch Waffenstillstände zum Zweck der Vernichtung der unbeteiligten Volkskreise.

Der Grund ist, daß Menschen, die für den Erwerb leben, nicht die Begabung des schöpferischen Staatsmanns haben können. Die ganze Spannungssetzung war falsch. Es ist heute ebenso, als wenn 950 die Fürsten hätten den Staat bilden sollen oder ihre halb und ganz unfreien Untertanen. Die Mächte, welche jetzt in unserm öffentlichen Leben am Werk sind, können nicht Geschichte machen: es will nur jeder das größte Stück vom allgemeinen Kuchen haben. Aber nicht darum handelt es sich im staatlichen Leben, einen Kuchen zu teilen, sondern darum, zu bauen und zu ordnen. Bauen und ordnen kann nur ein Mann, der das Erwerbsleben so einschätzt, wie es eingeschätzt werden muß: als gemein.

* * *

Das Bauen und Ordnen des Staates ist die Herrscherpflicht. Herrscher ist heute die Partei. Wenn wir den letzten Grund der Ohnmacht unserer Zeit aufdecken wollen, dann müssen wir die nichtswürdige Spitzbüberei des Parteiwesens verstehen.

Die Partei ist eine Anzahl von Zeitungsschreibern,

Volksrednern, Parteisekretären, Rechtsanwälten, Parlamentariern, Zigarrenhändlern und Bierzapfern — kurz, von Leuten, welche von den Lastern und Schwächen der Menschen leben, welche sich zusammengetan haben, um die angeblichen Interessen einer Klasse, eines Standes, einer Gruppe zu vertreten und sogenannte politische Ueberzeugungen zu verkörpern. Beides geht in der Regel zusammen, denn selbst der Dümmste versteht es ja meisterhaft, seine Ueberzeugungen nach seinen Interessen zu regeln. Es können sich Parteien bilden, wie das Zentrum, auf das die Beschreibung nicht ganz paßt; sie sind im letzten Grunde doch so zu verstehen. Die Interessen aber werden bestimmt durch die Parteiführer. Es ist selbstverständlich, daß die Interessen der Parteiführer selber das Wichtigste sind; es ist auch selbstverständlich, daß durch die Art, wie ihre Herrschaft aufrechterhalten wird, die Auffassung der Interessen der Beherrschten bestimmt werden muß. Die Herrschaft wird durch Demagogie aufrechterhalten; und die Interessen der Beherrschten werden nur insoweit vertreten, als diese Vertretung demagogisch verwertbar ist: mit andern Worten, die Parteien sind die Organisation der blinden Gier, soweit dieselbe sich staatlich auswirken kann. Das heißt, sie wirken staatszerstörend. Daß das bis jetzt noch nicht in Erscheinung getreten ist, kam daher, daß bis jetzt immer nur bürgerliche Parteien am Ruder waren, und da der Staat ein bürgerliches Unternehmen war, so konnten sie immer nur eine Bevorzugung der einen bürgerlichen

Gruppe vor der andern bewirken. Heute sind auch die Arbeiterparteien am Ruder. Solange die Bourgeoisie noch vorhanden und das Bürgertum, das weder Bourgeoisie noch Proletariat ist, noch nicht vernichtet ist, muß die Gier und die Demagogie rein zerstörend wirken. Wenn die Zerstörung zu Ende gekommen ist, dann ist also nichts mehr da. Es wird dann dem Proletariat schnurrig zum Bewußtsein kommen, daß es kein Ding ist, sondern nur eine Beziehung, eine Beziehung, welche das Vorhandensein der Bourgeoisie fordert. Mit dem Verschwinden des Bourgeois verschwindet auch der Proletarier; aber nicht nur als Klassenwesen, sondern auch als der Mensch, welcher Träger dieses Klassenwesens ist. Die Leute werden einfach verhungern.

Wie die Spannungssetzung Bourgeoisie—Proletariat falsch ist, so sind auch Parteiwesen und Parlamentarismus falsch; und wie wir eine andere Spannung suchen müssen, so müssen wir auch eine andere Art der Herrschaft suchen.

Wo können wir sie finden? Eine wahre Obrigkeit ist von Gott eingesetzt. Aber die Menschheit heute hat keinen Gott, der ihr eine Obrigkeit einsetzen kann. Wir wollen von den Kirchen nicht reden; sie sind tot. Wir wollen alle sogenannten höheren Bestrebungen der heutigen Menschheit aus dem Spiel lassen: die eine ist so läppisch und albern wie die andere: der Nationalismus, der Zukunftsstaatsglaube, das Rassenideal ebenso wie alles, was die Menschen heute außerhalb der Kirchen über Religion denken mögen, was sie philosophieren,

dichten und malen. Nur ab und zu findet sich einmal ein einzelner Mensch, ein wirklicher Mensch, der einen Gott hat, in der furchtbaren Menschenspreu, die im Winde sinnlos stiebt. Auf nichts können wir hoffen, als darauf, daß ein solcher Mensch unser Herrscher wird.

Das klingt wohl verzweifelt. Man denke, daß in den Jahrhunderten des Verfalls des Römischen Reiches die Sache genau ebenso war. Hätte sich ein Mann gefunden, der einen Gott hatte, so hätte das, was Otto tat, schon früher getan werden können. Es klingt verzweifelt. Aber wenn wir der Wirklichkeit klar ins Auge sehen, so kommen wir eher zu einer Rettung, als wenn wir uns belügen. Schließlich ist doch Lenin ein solcher Mann. Freilich, sein Gott ist ja nur so eine Art Schneider- und Handschuhmachergott, er ist kein Königsgott; aber wie Lenin zur Herrschaft kam, ebenso kann doch auch ein Mann mit einem Königsgott zur Herrschaft kommen. Sicher kommt er nicht durch Parlamentarismus und Politik; wohl auch nicht durch das Heer. Wir können nicht wissen, wie er kommen wird, es nützt also nichts, darüber zu sprechen; wir wollen annehmen, daß er da ist. Wie kann er in dieser gottlosen Welt wirken?

Wir wollen, was geschehen kann, von einer andern Seite her betrachten. Die Leute sind gegenwärtig bezaubert von der Vorstellung, daß Macht nur durch Soldaten und durch Wirtschaft erworben werde. Aber auch heute ist noch eine geistige Macht möglich. Man brauchte nur Vorhandenes zu organisieren: die Vertreter von Erziehung, Bildung und Presse.

Mir ist klar, daß, was ich sage, überraschend erscheinen wird. Aber man denke zunächst einmal nicht an die klägliche Wirklichkeit dieser Vertreter von heute, sondern an ihre Möglichkeit.

Der Arbeiterstand ist gewiß in rohen Materialismus versunken, genau so wie die Bourgeoisie. Aber wenn man von den geistig tiefststehenden Arbeitern absieht, wird man wohl kaum einen Mann unter ihnen finden, der nicht wünschte, daß es seine Kinder einmal besser haben sollen wie er. Ich habe mich vergeblich nach irgend etwas Göttlichem sonst umgesehen: hier aber ist eine Verbindung mit dem Höheren im Gefühl vorhanden. Denn das Kind, das ist ja nicht der zufällige kleine Mensch, der einmal ein ebenso gemeines Wesen sein wird, wie seine Eltern; das Kind ist die Zukunft des gesamten Volkes; wenn der Mann aus dem Volk denkt, daß es seinen Kindern einmal besser gehen soll, dann muß er denken, daß das ganze Volk gehoben wird; dann denkt er nicht, daß es seine Kinder gut haben sollen auf Kosten anderer, er denkt auch nicht mehr bloß an das sinnliche Wohlleben; er ahnt doch dumpf, daß hier eine Aufgabe für die Seele vorliegt; und wenn er die auch falsch auffaßt, und das, was er Bildung nennt, sich ihm vorschiebt; unmerklich muß das Höhere sich hier doch geltend machen.

Die Männer, welche unser Volk unterrichten, vom Volksschullehrer bis zum Universitätslehrer, verfügen über einen Schatz von Glauben des Volkes an ihren Beruf, der noch nicht ganz vernichtet ist, nicht vernich-

tet werden konnte. Es gibt unter ihnen wahrscheinlich eine größere Anzahl wertvoller Menschen, wie in den andern Berufen. Wenn sie sich zusammentäten, dann wären sie eine Macht; und wenn sie diese Macht nie für sich selber gebrauchten, sondern nur für unser Volk, dann könnten sie in kürzester Zeit diese Macht ins Gewaltige stärken. Sie brauchen nichts zu tun, als nur immer des einen eingedenk zu sein: daß ihr Beruf ist, für die Zukunft des Volkes zu arbeiten.

Zu der Erziehung gehört aber auch die Presse; ihrer Idee nach, nicht nach ihrer Wirklichkeit.

Die Presse ist ja heute ein Werkzeug der Unterdrückung und Aufhetzung, der Verdummung und Vernichtigung des Volkes. Sehen wir uns um in der Geschichte der Menschheit: es gibt Zeiten, lange Zeiten, wo auch der Priesterstand ein derartiges Werkzeug ist. Aber es liegt im Priesterstand die Möglichkeit, ein Führer des Volkes zum Höchsten zu werden; und es hat Zeiten gegeben, vielleicht nicht allzu lange Zeiten, in denen er das gewesen ist. Von solchen Zeiten geht dann ein Licht aus über viele dunkle und verzweifelte Jahrtausende.

Was die Schule an den jungen Menschen leistet, das soll der Idee nach die Presse an den Erwachsenen leisten. Wie in Zeiten, da die Kirche etwas für das Volk bedeutet, Erziehung und Kirche zusammengehört, so gehört heute Erziehung und Presse zusammen.

Der Gedankengang wird immer noch fremdartig scheinen. Wir sind gewohnt, die Macht der Kirche

lediglich in der Religion zu suchen. Ach, auch in früheren, besseren Zeiten: wie viel Menschen haben denn Religion gehabt, wie viele sind überhaupt der Religion fähig! Die Hauptmacht der Kirche lag darin, daß sie die geschlossene Organisation des höheren Geistes war und dadurch, daß sie den höheren Geist des Volkes enthielt, notwendig auch den wesentlichen Teil seiner Seele umfaßte. Man versuche sich einmal die Menschen vorzustellen, die in Betracht kommen. Ein Leo X. war gewiß leichtfertig und oberflächlich. Dennoch, wenn ihm Luther gegenübergestanden hätte, der kindliche und gläubige Luther: irgend etwas hätte er doch in sich gehabt, durch das er den fragenden Mönch verstanden hätte, denn schließlich lebte er doch nicht bloß in einer Luft des Eigennutzes und der Schwelgerei, äußerer Bildung und Feinheit; er ist gewiß gänzlich religionslos gewesen; aber irgend etwas von der großen Aufgabe des Priesters mußte doch auch in solchem Manne lebendig sein. Aber man denke sich Luther etwa einem Bethmann-Hollweg gegenüberstehend; ich wähle gerade absichtlich einen an sich doch braven Mann; Bethmann hätte nichts, auch gar nichts mit Luther anfangen können. Und man stelle sich, trotz ihrer tiefen Gesunkenheit, ja häufigen Gemeinheit, unsere heutige Presse vor: irgend etwas von Verständnis für das Höhere ist doch immer in ihr, jedenfalls mehr, als in andern Teilen des Volkes.

Und man nehme auch den Begriff Religion nicht zu eng. Wir sprechen doch unbedenklich etwa von

Buddhistischer Religion, Religion des Confucius oder Laotse. Solange noch das Gefühl für die Kinder in unserem Volk vorhanden ist, kann derartiges, wie diese östlichen Religionen, sich in ihm entwickeln, liegt es verborgen schon in ihm. Freilich, es ist höchste Zeit; denn die Zersetzung ist schon so weit gekommen, daß auch die Liebe für die Kinder, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft des Volkes im Schwinden ist, und ein Taumel der völligen Plattheit kommt, wie er ähnlich fürchterlich nur im niedergehenden Hellenismus gewesen sein kann.

Stellen wir uns vor, daß die Vertreter der Presse, Universitäten, höheren Schulen und Volksschulen eine einzige Körperschaft bilden, die einen einheitlichen Willen hat, dann haben wir eine Macht, der heute keine andere gleich ist; dann haben wir eine Macht, welche mit den Parteien nichts zu tun hat, von den wirtschaftlichen Interessen unabhängig ist, und vermöge der Arbeit ihrer Einzelglieder, die für die Zukunft der Gesamtheit arbeiten, indem sie erziehen und bilden, für die Gesamtheit im erziehenden und bildenden Sinn arbeiten muß. Dann ist mit einemmal die Spannung Bourgeois—Proletarier, aus der wir sonst nie herauskommen werden, von der ersten Stelle auf dem öffentlichen Schauplatz verschwunden; sie kann nur noch als Mittel benutzt werden, wie im Kampf zwischen Kaiser und Papst die Spannung Fürst—König und Fürst—Fürst nur noch als Mittel benutzt wurde; dann haben wir wieder eine geistig-seelische

Spannung, eine Spannung, welche die höheren Kräfte des Menschen zum Kampf aufruft und nicht die niederen, dann haben wir wieder geschichtliches Leben.

Ich wiederhole: Ich weiß wohl, daß der Gedankengang seltsam wirkt. Ich will deshalb noch weiter versuchen, erst die allgemeine Bedeutung einer solchen Spannungssetzung klarzumachen, ehe ich den Weg zu ihr beschreite. Das Verständnis ist deshalb so schwer, weil nur wenige Menschen eine starke Vorstellungskraft haben. Die heutige Menschheit ist deshalb in den höchsten Dingen so unfruchtbar, weil der diskursive Verstand auf Kosten der schöpferischen geistigen Fähigkeiten ausgebildet wird; und um zu verstehen, was hier gemeint ist, muß man sich die Wirkung einer solchen Macht vorstellen können.

Wer einmal in einer Volksversammlung geredet hat und sich dabei bewußt geworden ist, was durch seine Rede in der Versammlung vor sich geht, der hat einen Vergleich zu dem, was hier gesagt wird. Die Leute in der Versammlung stehen sozusagen mit abgeschirrtem Willen. Sie erwarten, daß ihnen die Sielen wieder eingehängt werden und daß ihnen der Redner angibt, in welcher Richtung sie zu ziehen haben. Dann ziehen sie. Aber der Redner kann sie doch wieder nicht führen, wohin er selber will; er muß schon führen, wohin die Leute wollen. Nur: die Leute wissen nicht, wohin sie wollen. Mit andern Worten: die Menschen sind ein Bündel unordentlich zusammengefaßter Triebe, der Haupttrieb der Masse wird ewig das sinn-

liche Wohlleben sein. Man bedenke: Gott starb am Kreuz, um den Menschen den Sinn des Lebens zu zeigen; etwa zwei Menschenalter nachher predigt ein Christ bereits, daß im himmlischen Jerusalem die Trauben einen Zentner wiegen. Der Redner muß aus dem Bündel einen Trieb herausnehmen und die Menschen anweisen, ihm zu folgen, und muß einen solchen Trieb auswählen, daß der Trieb zum sinnlichen Wohlleben unschädlich für den Einzelnen wie für die Gesamtheit gemacht wird. Eine solche Unschädlichmachung waren die Freuden des Himmelreiches, war auch, solange das Proletariat machtlos blieb, der Zukunftsstaat. Wahrscheinlich werden heute schon viele Arbeiter am Zukunftsstaat verzweifeln: diese Unglücklichen müssen einen neuen, besseren und wahreren Glauben bekommen, den an den langsamen, aber unendlichen Aufstieg des Menschengeschlechtes zu Gott. Der wird aber bereitet durch Erziehung und Lehre; die Vertreter von Schule und Presse müssen ihn leiten. Mag sich der großen Masse, mag sich selbst der großen Masse der Erzieher dieser Aufstieg darstellen als ein Aufstieg zu einem sinnlichen Wohlleben; mögen deshalb Illusionen des Sozialismus und Kommunismus lebendig bleiben und sogar noch größere Macht gewinnen; sie sind dann unschädlich geworden, sie wirken nicht mehr zerstörend, denn sie werden Mittel für die seelische Höherbildung des Einzelnen, wie die Hoffnung auf die Freuden des Paradieses einst die Roheit

gebändigt und die Selbstsucht vom Haß gegen den Feind zum Unterdrücken des Bösen gewendet hat.

Das klingt alles reichlich abgezogen. Die heutigen Menschen wollen Tatsächlichkeiten des Lebens sehen. Wir wollen versuchen, darzustellen, wie eine solche Macht des Geistes sich bilden könnte.

* * *

Erziehung und Presse leben unter ganz verschiedenen Umständen; es muß verschieden bei beiden vorgegangen werden.

Betrachten wir zunächst die Erziehung.

Die Volksschule soll die notwendigen allgemeinen Kenntnisse beibringen, welche durch Haus und Leben nicht gewonnen werden können, und soll das in einer Weise, welche zugleich erzieht, das heißt, Geist und Seele höher bildet. In den Zeiten, wo die Kirchen noch lebendig waren, war sie deshalb eng mit der Kirche verbunden. Im Religionsunterricht hatte die Erziehungstätigkeit ihren Höhepunkt. Der Lehrer war gleichzeitig Kirchendiener, das wurde damals empfunden als nächste Verbindung mit dem Göttlichen, und er stand unter dem Geistlichen, der unmittelbar mit Gott zusammenhing. Die alten Anschauungen haben sich herkömmlich weitergeschleppt, auch als die Kirchen schon tot waren und die Verbindung mit ihnen als sinnlos, ja, als demütigend empfunden wurde. Der Staat hat mit Zwang ein unnatürlich gewordenes Ver-

hältnis aufrechterhalten, wie er in seiner plumpen und dummen Art immer tut, statt ein neues Verhältnis zu schaffen. An die Stelle der Religion trat in unserer klassischen Zeit der humanistische Idealismus. Die Gymnasien wurden so eingerichtet, daß die Kenntnisse, welche für im Leben höherstehende Personen nötig sind, mit der Erziehung verbunden werden sollten, die durch ihn gegeben werden konnte. Der Idealismus unserer klassischen Zeit fühlte sich als Erbe des klassischen Altertums und faßte es so auf, daß er sich als solcher fühlen konnte. Als er zusammenbrach, brach auch das klassische Ideal zusammen, und es kam eine ganz andere Vorstellung vom klassischen Altertum hoch, die mit der alten humanistischen Vorstellung nur wenig gemein hatte. Damit war die Verbindung der Gymnasien mit dem klassischen Altertum ebenso sinnlos geworden, wie die Verbindung der Volksschule mit den christlichen Kirchen; sie war nur noch Verbindung mit einer toten Geschichte. Aber auch sie wurde äußerlich aufrechterhalten, ebenso zur Qual von Lehrern und Schülern, und wie bei der Volksschule als einfache Zersetzungserscheinung ein Ueberwuchern des Wissensstoffes kam, so geschah es auch bei den Gymnasien; hier geschah es sogar, daß neben ihnen andere sogenannte höhere Schulen begründet wurden, welche nur noch nach dem Grundsatz des Eintrichterns von Wissensstoff geleitet wurden. Die Universitäten sollten die künftigen obersten Leiter des Volkes bilden. Voraussetzung bei ihnen war vorherige Gymnasialbildung gewesen, also Bildung

durch das humanistisch aufgefaßte Altertum. Sie gaben die höheren und weiteren Kenntnisse, welche für die künftige höhere Stellung der Schüler erforderlich waren; und ihre besondere höhere Bildung der Seele geschah durch die formale Bildung der Wissenschaft. Diese ruhte seelisch auf dem Humanismus, sie war seine Weiterentwicklung; im Mittelpunkt der eigentlichen Bildung der Universität stand deshalb die Philosophie. Mit dem Zusammenbruch des deutschen Idealismus verschwand auch der Boden, auf dem die Universitätsbildung geruht hatte. Auch hier zeigte sich als Zersetzungsergebnis das bloße Wissen: die Fachwissenschaften überwucherten, die Einheit der Wissenschaft — die im harmonisch ausgebildeten Mann beschlossen ist — verschwand; das Wort „Wissenschaft" behielt man wohl bei; aber was man nun mit der Fachwissenschaft meinte, das war etwas ganz anderes, dem ebensowenig ein bildender Wert innewohnte, wie dem neuen Wissensstoff der Volksschulen und Gymnasien, das gleichfalls nur äußeres Fortkommen erleichtern sollte, gleichfalls nur dem sinnlichen Wohlleben diente. Heute ist der Zustand nun so, daß ein großer Teil der Lehrer selber seine Tätigkeit nicht mehr als Bilden auffaßt, als Erziehen; sondern als Mitteilen von Wissensstoff.

Mit dieser Entwicklung ihrer Arbeit lief gleich die Entwicklung der gesellschaftlichen Stellung der Lehrer und ihrer eigenen Auffassung von sich und ihren Zielen. Sie waren Angestellte des Staates, welche der

Jugend das für die Prüfungen und das Leben nötige Wissen beibringen sollten. Alle höheren Ziele, welche sie hatten, gingen nicht in den staatlich geformten Beruf hinein, sondern blieben Sache der Persönlichkeit. Es lag in der Natur der Sache, daß die höheren Ziele bei den Volksschullehrern am geringsten, bei den Hochschullehrern am meisten vorhanden waren. Nun, man vergleiche einen bedeutenden Universitätslehrer von heute, der notwendig seine Lehrtätigkeit als lästige, ablenkende Pflicht empfinden muß neben seiner eigentlichen wissenschaftlichen Arbeit, mit Hegel, dem vorzüglichsten Vertreter des alten akademischen Ideales, der als Philosoph fast gar nicht schreiben wollte, sondern lehrte, Schule machte. Aber wie nun so der staatlich geformte Beruf seines höheren Inhalts entleert wird, müssen seine Vertreter notwendig sittlich sinken: sie werden genau so, wie die übrigen Menschen. Entsprechend der allgemeinen Bewegung geschah das am meisten bei den Volksschullehrern und am wenigsten bei den Universitätslehrern. Der heutige Volksschullehrer denkt: „Ich bin ein mittlerer Beamter, verlange so und so viel Gehalt und will dafür so und so viele Stunden arbeiten." Auf Grund dieser Gesinnung hat er sich organisiert und hat natürlich für sich große Erfolge erzielt. Da kann es denn geschehen, wie es in München geschah, daß die Quäker den verhungernden Kindern Nahrung spenden wollen und die Mithilfe der Lehrer in Anspruch nehmen, und die Lehrer erklären, daß sie dazu nicht verpflichtet sind. So weit geht die Gemein-

heit. Diese Männer sehen die armen, blassen Gesichter der Kinder, ihrer Kinder, die ihnen anvertraut sind, die verkümmerten Gestalten, sie bemerken die Unfähigkeit zum Aufmerken und Aufnehmen, die Schlaffheit im Arbeiten, sie hören das Husten der Schwindsüchtigen, sehen die Unruhe und Aufgeregtheit der Todgeweihten: aber sie denken daran, daß sie nicht verpflichtet sind, am Mittag noch eine Stunde länger in der Schule zu sein. Es ist ja nicht anzunehmen, daß solches Pack eine Ahnung von Gott hat, von dem Gott, der uns allen unser tägliches Brot gibt ohne unser Verdienst; haben sich diese Menschen nie klargemacht, daß sie selber sind, was sie sind, doch nur durch die aufopferungsvolle Arbeit der Gelehrten, die nicht an sich denken und an ihren freien Nachmittag, sondern die vom Morgen bis zum Abend arbeiten für ihre Wissenschaft; daß ihr bißchen Wissen, auf das sie so stolz sind, ein Geschenk ist, das sie Höheren verdanken, nicht sich selber? Aber dieselbe Gemeinheit, die uns hier so fürchterlich entgegentritt, geht auch schon tief in den Lehrerstand der höheren Schulen hinein, und die Männer, welche ihr nicht erliegen, beginnen schon als wunderliche Heilige zu erscheinen. Bei den Universitätslehrern wird sie bewußt und offiziell noch abgeleugnet als mit der Würde des Lehrers und der Wissenschaft unverträglich; aber unterirdisch ist sie auch hier schon vorhanden.

Diese Gesinnung ist durch den Staat in der Lehrerschaft entwickelt. Der Staat hat ja nichts dazu ge-

konnt, daß die Kirchen abstarben und der klassische Idealismus zusammenbrach. Aber er hat mit roher Hand unhaltbare Verbindungen aufrechterhalten und hat unterdrückt, was sich zaghaft und schwach selbständig entwickeln wollte. Am schlimmsten hat er so gewirkt bei der Volksschule, deshalb sind die Volksschullehrer auch am tiefsten in die Gemeinheit des seelenlosen Materialismus hineingeraten, und am wenigsten hat er geschadet bei den Universitäten, deshalb trifft man hier noch am ersten sittliche Gesinnung.

Wenn die Lehrer, alle, vom Volksschullehrer bis zum Universitätslehrer, sich auf ihre Würde und ihren Stolz besinnen, dann muß ihre erste Forderung sein: Los vom Staat.

Schon liest man Lehrerstellen ausgeschrieben, bei welchen verlangt wird, daß der Bewerber Mehrheitssozialist sei oder einer anderen bestimmten Partei angehöre. Den Lehrern muß klar werden, daß sie eine Nichtswürdigkeit begehen, wenn sie sich derartiges gefallen lassen. Die Ehre des Lehrers verlangt, daß er über den Parteien steht. Mag er persönlich sich irgendwie am sogenannten politischen Leben beteiligen — vorteilhaft für seine Schule, seine ihm von Gott gesetzte Pflicht wird das nie sein — er darf nie als Lehrer davon etwas wissen; denn als Lehrer hat er Menschen zu bilden, hat er den Kindern und jungen Leuten zu zeigen, wie sie den Weg zum Höheren finden, der über die Gemeinheit und Dummheit des politischen Kampfes hinausführt.

Sollte es nicht möglich sein, den Lehrern wieder das Bewußtsein ihres Standes beizubringen, ihnen zu zeigen, daß sie berufen sind, die Herren der Menschheit zu sein und nicht die Bedienten des elenden Packs, das heute herrscht? Ist es denn möglich, daß ein Mensch, der vor einer ihn gläubig anschauenden Kinderschar, vor Jünglingen steht, in denen noch das reine Wollen und die Ehrenhaftigkeit der Jugend lebt: daß ein solcher Mensch nicht einsieht, daß er nur Gott verantwortlich sein darf und keinem Vorgesetzten? Wären denn die Menschen heute so stumpf geworden, daß sie nicht einmal mehr in Kinderaugen lesen können?

Eine Lehrerstelle an einem Gymnasium war ausgeschrieben; es wurde ersucht, von persönlicher Vorstellung abzusehen, da das Einsenden der Zeugnisse genüge. Wie? Soll einem jungen Lehrer nicht die Zornröte ins Gesicht steigen über eine solche Entwürdigung? Der elende Beamte, der über ihn zu entscheiden hat, ist so faul, daß er nur vergleichen will, ob in dem einen Zeugnis steht „gut" und in dem andern „fast gut"; er will sich den Mann nicht ansehen, der die Kinder erziehen soll; er denkt ja nicht mehr daran, daß der Lehrer eine Persönlichkeit ist, daß er eine Seele haben muß, die er seinen Kindern mitteilt; er denkt nur, er ist ein Beamter, wie er, der seine Akten vollschreibt mit überflüssigem Gewäsch! Wenn seine Frau ein Dienstmädchen mietet: die wird sich das Mädchen wohl ansehen, denn da handelt es sich ja um sie selber und ihren Mann, da handelt es sich ja nicht um das Amt und seine Pflicht.

Los vom Staat, von diesem zusammenbrechenden Bau, in den sich jetzt alles flüchtet, was es von Feiglingen, Schmarotzern und Dummköpfen im Volk gibt, um das Volk noch weiter in Gemeinheit hinabzuziehen; los vom Staat! das muß die Losung jedes Lehrers sein, der es mit seiner Pflicht ernst nimmt, der ein Bewußtsein seiner Würde als Lehrer, seiner Würde als Mensch hat.

Wenn sich alle Lehrer zu einer Organisation zusammentäten, welche verlangte: die Universität den Professoren, die Schule den Lehrern, so könnte der Staat nicht Widerstand leisten. Die Lehrer müßten mit den Mitteln der Arbeiter, vor allem mit dem Streik, arbeiten. Sie würden von Eltern und Studenten unterstützt werden. Es ist nichts nötig, als Einigkeit. Weder die Volksschullehrer noch die Universitätslehrer könnte der Staat ersetzen; nur bei den Lehrern der mittleren Lehranstaltrn würde er Streikbrecher finden; es wäre die Sache der andern, zu verhüten, daß er damit Erfolg hätte. Nur Einigkeit und fester Wille ist erforderlich. Zu einer Zeit, als der Staat noch ganz andere Kräfte hatte, hat die katholische Geistlichkeit einmal einen ähnlichen Kampf siegreich ausgefochten; im Kulturkampf ist der Staat unterlegen.

Freilich: Einigkeit und Opferwilligkeit sind nötig; ohne beides ist nichts zu erreichen. Auf einer Reise fuhr ich kürzlich mit einer Gesellschaft von Volksschullehrern zusammen. Es war in der vierten Klasse, und einer machte eine Bemerkung, er habe eigentlich eine Karte

zweiter Klasse und fahre nur wegen der Ueberfüllung hier. Sie alle trugen Anzüge von jener gewissen Eleganz, wie sie Kaufleute in mittleren Städten tragen. Ich dachte daran, daß in Rußland heute die führenden Staatsmänner im Arbeiterkittel umhergehen, daß Tschitscherin, der aus einer alten, vornehmen Familie stammt und gewiß weiß, was ein guter Schneider ist, einen Anzug trägt wie ein Proletarier, der von der Arbeit kommt.

Ist denn heute nicht Armut die Auszeichnung der wertvollen Menschen? Wir sind ein armes Volk geworden; Gott sei Dank, daß wir es geworden sind! Ein geistiger Mensch soll nicht mehr in kostbaren Kleidern gehen und Geld ausgeben, er soll arm sein. Wenn die Lehrer arm sein wollen, dann sind sie unabhängig, dann kann ihnen der Staat seine Sklavenkette nicht anlegen. Wer heute reich ist, wer ein hohes Einkommen hat, der hat nicht das Recht, sich stolz zu fühlen, der macht sich gemein mit dem Gesindel, das unser Volk beraubt und bestiehlt, es bewuchert und von ihm erpreßt. Schon beginnt das Volk, den Reichtum nicht mehr zu hassen, sondern zu verachten. Ich möchte den Lehrern zurufen, allen Lehrern: Versteht ihr nicht die Zeichen der Zeit? Wißt ihr nicht, daß nur noch die Arbeit Geltung hat, die Arbeit, welche nie mehr geben kann, wie den bescheidenen Unterhalt? In Rußland hat am ersten Mai, dem allgemeinen Volksfeiertag, Lenin den Hof des Kremls gekehrt, wie ein gewöhnlicher Straßenfeger. Mag sich der Bolschewismus nicht halten, das wird sich halten, daß

es nicht mehr als Ruhm gilt, wenn einer nicht arbeitet, daß es nicht mehr als fein gilt, wenn er so aussieht, als ob er ein Nichtstuer ist. Die Welt hat sich gewandelt; heute gilt nicht mehr der Tagedieb, sondern nur der Arbeiter; und wie früher der erste Staatsmann das Gewand des Nichtstuers trug, so trägt er heute den befleckten Kittel des Maschinenschlossers, den Besen des Kehrichtfegers. Versteht ihr nicht die Zeichen der Zeit? Ihr habt euch in eine Reihe mit dem erpresserischen Gesindel gestellt, das immer höhere Einkünfte bezieht, und ihr habt die Einnahmen erhöht, die euch der Staat bezahlen muß. Wißt ihr, wie lange er das kann? Selbst wenn er die sinnlosen, erdrückenden Steuern einbekäme, die er ausgeschrieben hat, selbst dann kann er seine Ausgaben nicht decken. Er schreibt das Notopfer aus und will eine Zwangsanleihe ausschreiben, und wenn die Zwangsanleihe bezahlt ist, dann muß er eine neue ausschreiben: er raubt das Vermögen des Volkes, die Arbeitsmittel, durch welche der Unterhalt der Nation erzeugt wird, um es seinen Schmarotzern zum Verprassen zu geben; und zu diesen Schmarotzern habt ihr euch selber gestellt durch eure Gehaltserhöhungen. Wie lange kann noch der Bankerott — nicht hinausgeschoben, nein! verheimlicht werden? Versteht die Zeichen der Zeit: Werdet arm und wollt arm sein, sucht eine Arbeit der Hände, wenn es möglich ist, denn in drei, vier Jahren müßt ihr sie doch suchen, wenn ihr sie dann noch findet, macht euch vor allen Dingen frei von allen sinnlosen Bedürfnissen, damit ihr dem Staat gegenüber Macht

habt; denn wer nichts braucht und wer nichts hat, der ist der Mächtige.

Ist das denn so schwer zu verstehen, was ich hier gesagt habe? Ach nein, zu verstehen ist es wohl leicht; aber noch schließen die Menschen ja die Augen vor der Wirklichkeit, noch glauben sie den Lügen der Politiker, die doch selber schon vor Angst beben angesichts des drohenden Zusammenbruchs, die schon zittern vor der Wut des Volkes, die ausbrechen wird, wenn es endlich den fürchterlichen Betrug durchschaut, den sie verübt haben. Noch wird mein Aufruf keine Ohren finden. Aber er ergeht jetzt; wer weiß, ob nicht in Jahresfrist wenigstens bei den Besseren die Verzweiflung gekommen ist, ob sie dann nicht in Verzweiflung anfangen zu tun, was sie heute noch in ruhiger Ueberlegung tun könnten.

Wenn die Lehrer des ganzen Volkes sich zu einer Gewerkschaft einigten, dann könnten sie alle Schulen so übernehmen, wie die Arbeiter sich vorstellen, daß sie die Fabriken übernehmen können. Sie würden aus sich einen Volksbeauftragten für den Unterricht wählen, die übrigen Verwaltungsbeamten, und sie könnten in gemeinsamer Aussprache ihre Gedanken klären über die notwendigen Veränderungen des Unterrichts. Sie wären ein Staat im Staate, und schon aus Klugheit, um nicht mit unter den Trümmern des einstürzenden Staates begraben zu werden, würden sie sich von den Geldbeiträgen des Staates möglichst selbständig machen. Denn durch die Erzbergersche Steuerreform, welche den

Gemeinden ihre Einnahmen genommen hat, welche also das wertvollste politische Erbe fast der Vergangenheit, die Selbstverwaltung der Städte, zerstört hat, wird auch der jüngste Volksschullehrer mit in den Bankerott des Staates hineingerissen werden.

Ich möchte den Lehrern zurufen: Wißt ihr, was der Bankerott — auch wenn er weiterhin weggelogen wird — für euch bedeutet? Ein Freund von mir reiste in Portugal; er wurde um mehrere hundert Mark bestohlen; die Polizei fand den Dieb; aber als er nun sein Geld wiederhaben wollte, da meinte der Polizeidirektor und sagte ihm: „Ich habe Frau und Kind, seit anderthalb Jahren habe ich mein Gehalt nicht bekommen, ich habe Ihnen Ihr Geld unterschlagen." Euer eleganter Anzug wird bald fadenscheinig werden. Wartet nicht, bis ihr so weit gekommen seid wie der portugiesische Polizeidirektor; dann habt ihr nicht mehr die sittliche Kraft, etwas Neues zu schaffen; denn es geht schnell bergab mit den Menschen, wenn der Hunger da ist und keine Aussicht auf Errettung.

Die Lehrer, wenn sie die sittliche Kraft finden, müssen ihren Kampf um die Freiheit durchkämpfen; sie können sich dann mit den andern Vertretern des Geistes vereinigen zu einer höheren Ordnung, die nun ganz neue Ziele verfolgen kann, die sie jetzt noch nicht ahnen.

* *
*

Wir wollen betrachten, wie die Vertreter der Presse ihrerseits Revolution machen können.

Der Begriff Kapitalismus ist ja, wie alle solche Begriffe, durch welche man eine umfassende geschichtliche Bildung zusammennehmen will, äußerst gefährlich. In jeder geschichtlichen Bildung sind Stücke, Stoffe und Wirkungen, welche Einzelne oder Gruppen bedrücken, welche auch vom allgemein-menschlichen Standpunkt aus als schädlich bezeichnet werden müssen. Kommen solche Menschen oder Gruppen zu Einfluß, welche sich bedrückt fühlen, so wird die allgemeine Vorstellung über die Bildung nach ihren Rache- und Haßgefühlen geschaffen. Später, wenn die Menschen erst die kapitalistische Zeit längst hinter sich haben werden, wird eine gerechtere Schätzung des Kapitalismus stattfinden; man wird ihn zum mindesten bewundern wegen der äußeren Leistungen, zu denen er die Menschen gebracht hat. Man denke etwa an die Bewertung der Kirche. Alle Leute, die sich durch sie in ihrem Gewissen beengt fühlen, müssen sie als Teufelswerk betrachten, und es ist durchaus verständlich, daß Luther den Papst als den Antichrist ansieht. Dennoch ist das Papsttum eine der größten Ideen, welche die Menschheit hervorgebracht hat, gab es Veranlassung zur Entfaltung mehrerer der größten Männer der Weltgeschichte; und vielleicht sehen die Menschen einmal ein, daß dem Gewissenszwang doch sehr viel gegenübersteht, das auf der Habenseite zu buchen ist; sehr viel; und es wäre nicht ausgeschlossen, daß auch der Gewissenszwang nur ein — wenn auch

geschichtlich notwendiges — Mißverständnis wäre. Man stelle sich vor: was würde es heute in dieser Welt der Gemeinheit bedeuten, wenn es eine feste Ordnung des Geistes gäbe; des gesamten Geistes, denn so ist die Kirche gemeint; wenn durch diese Ordnung der Geist die Macht hätte, die Völker so zu leiten, wie es ihm richtig scheint und wenn er sie dergestalt von dem Gefährtwerden durch ihre Gier, Dummheit und Narrheit befreite; wenn dieses Richtigscheinen nicht durch die zufällige Subjektivität eines oder mehrerer, die gerade leben, bestimmt würde, sondern durch die Ueberlieferung der Jahrhunderte, in der sich immer nur das Wertvollste der Wertvollsten gehalten hat; und wenn das Ganze immer in engste Beziehung zu Gott gesetzt wäre; was würde das heute sein!

Also auch der Kapitalismus wird ja wohl später noch etwas anders bewertet werden wie heute. Was man immer auf seiner Schuldseite buchen wird, das wird sein, daß er notwendig den Geist unter die Herrschaft der Gemeinheit bringen muß. Dafür ist die Geschichte der Presse ein Beispiel.

Die Presse entsteht, wenn das ganze Volk politisch interessiert wird. Sie entwickelt sich in ihrer Frühzeit gleichmäßig mit der Frühzeit des Parteiwesens — wir sprechen von den festländischen Verhältnissen, in England war die Sache anders — als eine rein geistige Macht. In ihrer Frühzeit sind die Parteien rein Ausdruck der verschiedenen Ueberzeugungen von dem, was für das ganze Volk gut ist, ihre Vertreter sind nicht

Schieber und Parteisekretäre, sondern Vertreter des Geistes. Dieser Geist mag ja wohl nicht gerade der allerhöchste sein, denn der wird auch die staatlichen Vorgänge nicht einseitig auffassen; aber der allerhöchste Geist ist wohl überhaupt nur in sehr seltenen Zeiten geeignet, tätig auf das Weltgetriebe einzuwirken. Die Zeitungen werden begründet und geschrieben von Männern, welche die eigentümliche Begabung des Zeitungsschreibens haben und ihre und ihrer Freunde Gedanken durch die Presse dem Volk einprägen wollen.

Alles geschichtlich Geschehende geht durch den Kampf vor sich; die Presse ist zugleich Kampfplatz und Waffe für die politischen Auseinandersetzungen; und wenn es auch nicht so ist, wie sie meint, daß sie belehrt und aufklärt; wenn sie in Wirklichkeit auch hauptsächlich suggeriert; so ist sie doch ein reines Mittel in diesen Kämpfen.

Nun zeigt sich hier die Folge jenes Umstandes, der als Ursache und Wirkung im Mittelpunkt aller geschichtlichen Aufgaben der Gegenwart steht. Die Geschichte wird heute, wie immer, nur von einigen gemacht, aber die große Masse ist nötig dabei. Die Zeitungen müssen im ganzen Volk verbreitet werden. Das geschieht in der Form eines kapitalistischen Unternehmens, wie alle Neuschöpfungen unserer Zeit: wenn Schulen und Universitäten nicht aus dem Mittelalter stammten, dann wären sie auch kapitalistische Unternehmen — und dadurch entsteht die unerträgliche Setzung, daß den Verwertungsbedürfnissen des Kapitals unterliegt, was di-

Geister aufrütteln soll zum Kampf im geschichtlichen Leben.

Dadurch wird nun die höhere Aufgabe der Presse unmöglich gemacht, wird eine fürchterliche Vergiftung des Volkes erzeugt und werden die Männer der Presse in der schändlichsten Weise unterdrückt; in der schändlichsten Weise; denn sie haben nun nicht mehr zu schreiben, was ihre, wenn auch persönlich eingeschränkte, Ueberzeugung ist, die dann einen ehrlichen Kampf mit andern Ueberzeugungen kämpft; sondern sie müssen schreiben, was der Verleger für den Absatz als nützlich erachtet.

Man sprach in früheren Zeiten von einem Priestertum der Presse. Das Wort ist nicht so ganz unrichtig. Nun, ein Priester muß ein Mann sein, der auf keinen Fall von einem Unternehmen abhängen darf, welcher durch seine Amtsverrichtungen Geld verdienen will; er darf noch nicht einmal davon abhängig sein, ob er selber durch seine Arbeit etwas verdient. Er muß in völliger Unabhängigkeit leben.

Durch den wirtschaftlichen Rückgang werden nun die Presseleute ohnehin in ähnlicher Weise bedroht, wie die Lehrer durch den nahenden Staatsbankerott. Augenblicklich ist die Frage der Papierversorgung brennend. Der ehrliche Kapitalismus, der Kapitalismus als Wirtschaftsform, ist ja in einer Umbildung begriffen; ich glaube auch nicht daran, daß, wie viele glauben, die Siegvölker auf die Dauer die Kapitalisten der Besiegten bleiben werden. Aber in der Zwischenzeit ent-

wickelt sich ein merkwürdiger Spitzbubenkapitalismus. Wir haben ja heute einen Schieberstaat. Die Papierfabriken, welche eine der bereits geschilderten kapitalistischen höheren Ordnungen geschaffen haben, nämlich in einem Kartell zusammengefaßt sind, finden sich mit den Regierungsschiebern ab und haben die Papierpreise derartig hochgewuchert, daß die Zeitungen zum Teil bedroht sind. Vielleicht geht dieser Zustand noch vorüber; nicht vorübergehen wird, daß mit dem notwendigen Rückgang des wirtschaftlichen Lebens, der zunächst noch durch den Schwindel verdeckt wird, die Anzeigen abnehmen werden.

Nun wirtschaftet der Kapitalismus, wenn die Unternehmen nicht in einer höheren Ordnung, wie es ein Kartell ist, zusammengefaßt werden, planlos und verschwenderisch. Durch eine einheitliche Regelung könnte ungeheuer gespart werden an Papier und Druckerschwärze, an Löhnen und Gehältern. Eine solche Regelung, wie wir sie eben bei den Papierfabriken trafen, ist aber bei den Zeitungsunternehmern nicht möglich. Sie wäre möglich, wenn sämtliche Zeitungsmänner sich zu einer Gewerkschaft zusammenschlössen, die Zeitungen den Verlegern abnähmen und selber verwalteten. Wie der Ruf lauten muß: die Schule dem Schulmann und nicht dem Staat, so muß auch der Ruf lauten: die Zeitung dem Zeitungsmann und nicht dem Verleger.

Stellen wir uns vor, die Zeitungen gehören der Gewerkschaft der Zeitungsleute. Dann könnte folgendes geschehen.

Es gibt heute die Zeitungen jeder politischen Partei und die parteilosen Blätter, die Zeitungen, welche örtliche Verbreitung haben, welche in der Provinz, im Staat, und welche im ganzen Reich gelesen werden.

Die Frankfurter Zeitung etwa und die Kölnische werden im ganzen Reich gelesen. Weshalb aber muß der Mann in Gumbinnen Frankfurter und Kölner Stadtberichte und Stadtnachrichten bekommen, weshalb muß er lesen, wenn Frau Müller in Frankfurt eine Wäschemangel verkaufen will? Die Lokalzeitungen werden nur in ihrem kleinen Bezirk gelesen. Tausende von solchen Zeitungen gibt es. Dieselbe politische Nachricht steht in allen tausend, derselbe Aufsatz aus einer Korrespondenz; weshalb müssen diese Zeilen tausendmal gesetzt werden?

Der Nachrichtendienst ist sehr teuer. Die Zeitungen sind heute auf die großen Bureaus angewiesen, die selbständige Unternehmen sind. Es ist bekannt, daß unsere Feinde mit diesen Bureaus viel gearbeitet haben. Nun scheinen sie auch noch die Hand auf das letzte unabhängige, das Wolffsche, zu legen. Unsere Zeitungen sind gezwungen, Nachrichten zu veröffentlichen, die im Interesse unserer Feinde liegen. Aber was die Bureaus liefern, das genügt ja bei weitem nicht. Eine große Zeitung muß in den auswärtigen Staaten ihre Vertreter haben; diese müssen so hoch bezahlt sein, daß sie überall Zutritt gewinnen und jeden Einblick bekommen können. Schon vor dem Krieg bezahlten auch die größten deutschen Zeitungen ihre Korrespondenten nicht so, wie

es nötig gewesen wäre; jetzt können sie es erst recht nicht. Es kommt dazu, daß der Korrespondent gar nicht Parteimann sein muß. In England haben die Times ihre Macht zum großen Teil durch ihre Korrespondenten, die eigentlich eine Art Beamte der Nation zur Erkundung des Auslands sind, Männer, welche in einem Verhältnis zu den Gesandten stehen, wie die Volksvertretungen zu den Regierungen. Entsprechende Korrespondenten müssen wir auch haben; bei dem gegenwärtigen Zustand sind sie uns unmöglich.

Stellen wir uns vor, die Gewerkschaft wählt einen Ausschuß, der das Zeitungswesen neu ordnet.

Es werden unterschieden: die erste Gruppe, Zeitungen für das Reich; die zweite Gruppe, Zeitungen für Provinz oder Land; dritte Gruppe, Zeitungen für Stadt, Ort oder Kreis. Wer heute die Frankfurter oder Kölnische Zeitung liest, wenn er nicht in Frankfurt oder Köln wohnt, muß noch eine Zeitung halten, die an seinem Ort erscheint; wer heute den Hannoverschen Courier liest und in Clausthal wohnt, der hält auch noch den Anzeiger für den Oberharz. Wer nur den Anzeiger für den Oberharz liest, der muß natürlich, seinem Gesichtskreis entsprechend, auch über das Allgemeine unterrichtet werden. Man kann das Blatt aber so einrichten, daß der eine Teil allgemeiner Natur ist und der andere örtlicher; auch die Anzeigen, versteht sich, hat man so zu teilen; und man macht zwei Ausgaben, eine vollständige und eine, die nur den örtlichen Teil enthält. Der Hannoversche Courier ist zugleich Lokal-

blatt für die Stadt Hannover und Landblatt für das Land Hannover. Man teilt ihn in drei Teile. Die Zeitung für das Reich wird man vernünftigerweise von allem Lokalen und Provinziellen freihalten.

Dann kann der Mann in Clausthal, wenn er will, das Reichsblatt bekommen, Teil 2 des Hannoverschen Couriers, der die Angelegenheiten des Landes Hannover behandelt, und Teil 2 des Anzeigers für den Oberharz. Wenn er will, so nimmt er statt des Reichsblattes Teil 1 des Couriers und fügt Teil 2 des Couriers hinzu oder läßt ihn fort; oder er nimmt nur die vollständige Ausgabe des Anzeigers.

Wir haben bis jetzt nicht daran gedacht, daß die Zeitungen Parteien vertreten und daß es parteilose Blätter gibt.

Die Gewerkschaft verteilt zunächst je ein Reichsblatt an die Zeitungsmänner der Parteien; bei den Provinzblättern tut sie dasselbe, wo es nötig ist; man wird dafür den heutigen Stand annehmen; also wo ein Parteiblatt in einer Provinzstadt ist, wird man es erhalten; die Lokalblätter sind parteilos, wie sie ja heute wohl größtenteils schon sind.

Hier wird man einwerfen: dadurch kann die politische Beweglichkeit eingeschränkt werden. Neue Parteigründungen und Parteispaltungen werden dadurch erschwert. Es würde nichts schaden, wenn das der Fall wäre; dann käme mehr Stetigkeit, mehr Gewissen in die Parteipolitik, denn es würden innerhalb der Parteien

Kontrollmächte bleiben, die heute ausscheiden. Wozu müssen sich S.P.D. und U.S.P. bekämpfen? Sie überbieten sich nun in demagogischer Verhetzung und eine bringt die andere immer tiefer in die Gemeinheit. Blieben die feindlichen Kräfte beisammen, so müßten sie aufeinander Rücksicht nehmen: das würde unserem Volk sehr zugute kommen. Aber das ist Nebensache. Hauptsache wäre: die Zeitungsmänner hätten dann eine sehr große Macht, die sie zur Kontrolle der Parteimänner verwenden könnten. Sie wären unabhängig von ihnen, während sie heute abhängig von ihnen sind. Der Schriftleiter des sozialdemokratischen Reichsblatts ist eine Macht wie die Parteileitung; er hat die Leser hinter sich, wie die Parteileitung die Wähler. Die Wähler aber, das sind ja die Leute, welche die Zeitung gelesen haben.

Hier ist nun Raum für politische Persönlichkeiten. Diese Männer der Presse würden von ganz andern Gesichtspunkten — von höheren — ihre Parteipolitik behandeln; sie würden sehr viel Gift der Parteipolitik unschädlich machen können und im Kampf mit den Parteiführern, deren Allmacht heute nur durch das Kapital beschränkt wird, würde eine sittlichere Gestaltung des Parteiwesens herauskommen.

Bei dem allem wäre dann endlich angenommen, daß eine ganze Menge Einrichtungen den Blättern aller Parteien gemeinsam wären: vor allem Nachrichtendienst und Auslandskorrespondenten.

Durch diese Gemeinsamkeit gewisser Einrichtungen und das Band der gewerkschaftlichen Vereinigung, das sich um alle schlingt, würden die Zeitungsleute sich selber als Stand fühlen. Dieses Standesgefühl würde dann die einseitige Parteiinteressiertheit abschwächen; denn wenn sie sich als einheitlichen Stand fühlen, dann kann das doch nur so sein, daß sie die Vertreter eines Teiles des geistigen Lebens der Nation sind. Mit einem Schlage wäre dann abgeschafft, daß die Parteipolitik dem Interesse des ganzen Volkes vorgeht, wie das heute ist. Die Presse wäre zunächst national und würde nach außen hin immer die Nation vertreten, wie es die englische und französische Presse, vielleicht dank der größeren Kameraderie, die gewiß nicht sittlich ist, der englischen und französischen Journalisten tut.

Es ergibt sich, daß nun auch die Anzeigen vernünftiger verteilt werden könnten und dadurch mehr einbringen würden. Als Ideal schwebt mir vor, daß die Zeitungen sich durch die Anzeigen bezahlt machen müßten und umsonst an die Leser gegeben werden könnten.

Man hätte dann immer noch die Konkurrenz: denn da die Zeitungen von allen gelesen werden können, so würde Ehrgefühl und Ehrgeiz verhüten, daß einer in Faulheit versinkt; aber das Ueble der Konkurrenz, das heute oft im Zeitungswesen bemerkbar ist, das Rechnen mit den schlechten Trieben der Masse, würde verschwinden; die Presse könnte eine Erzieherin des Volkes werden.

Es wäre natürlich Voraussetzung, daß auch alle Betriebe und Unternehmungen, welche zur Herstellung der Bedarfsmittel nötig sind, dem Kapitalismus entzogen werden; sie müssen unter die oberste Leitung der Schriftstellergewerkschaft kommen, welche für gerechte Löhne zu sorgen hat, aber jeden Wucher, der Unternehmer wie der Arbeiter, verhütet. Es würden die Papierfabriken, die Fabriken für Druckerschwärze, Schriftgießereien und Druckereien vor allen Dingen ihren jetzigen Besitzern abgenommen werden.

Denkt man sich nun eine enge Verbindung der Gewerkschaft der Zeitungsmänner mit der Gewerkschaft der Lehrer, so kann man sich schon jetzt vorstellen, welche ungeheure Macht das wäre; und daß diese Macht, da sie die höchste Verantwortung hat und nicht durch Rücksichten weder auf die Lebensnot noch auf kapitalistischen Gewinn zum Schlechten getrieben wird, mit größter Wahrscheinlichkeit sittlich wirken würde; wenigstens würde sie nicht unsittlich wirken, wie alle heutigen Mächte. Sie wäre in sich ruhend, wie etwa die Universitäten eigentlich waren oder die Kirche ist; sie hätte niemanden über sich, nähme junge Leute nach ihrer Eignung auf und würde das Ziel des höchsten geistigen Ehrgeizes sein, wie es in den Zeiten ihres Hochstandes die Kirche war, wie es noch vor kurzem die Universitäten gewesen sind. Die Besten im Volk, soweit sie für Geistiges beanlagt sind, würden diesen Gewerkschaften zuströmen. Die scharfen Gegensätze, welche durch die Angehörigkeit zu feindlichen Parteien

entstehen, würden ein allzu großes Ueberhandnehmen des Nepotismus verhüten.

*　*
*

Zahlenmäßig und gesellschaftlich nicht so wichtig wie Presse und Schule sind die freien Schriftsteller und die Dichter. Sie müssen in der neuen großen Ordnung auch irgendein Unterkommen finden, wenn auch ihre Bedeutung niemals durch eine gesellschaftliche Ordnung bestimmt werden kann, da sie im Allergeistigsten leben.

Der wertvolle Schriftsteller, das heißt, der Mann, welcher der Nation geistig Eigenes zu sagen hat, ohne Gelehrter und ohne Dichter zu sein, und der eigentliche Dichter werden beide zu allen Zeiten und in allen Verhältnissen Außenseiter sein, vielleicht nur nicht in den Zeiten der höchsten Gesittung, die sehr selten sind. In Zeiten tiefster Unsittlichkeit und Roheit, wie die ist, deren Blüte wir heute erleben, wird ihnen das Leben noch erschwert dadurch, daß sie gemeine Doppelgänger finden, die Literaten, Männer, welche des Erwerbs wegen mit unzulänglichen Kräften, aber mit Kenntnis des auf die Menge Wirkenden Schriften und Bücher herausgeben. Wie diese Männer sich selber einschätzen, ergibt sich aus dem Beiwort „erfolgreich", das sie sich gern beilegen. Ein guter Schriftsteller, ein wirklicher Dichter können natürlich nie erfolgreich sein, denn beide rechnen ja nur auf die Auslese der Nation, und

der große Erfolg würde einen Höherstehenden sicher zu der Frage veranlassen, die einst Aristides tat, als er nach einer Rede vom Volke übermäßig beklatscht wurde: „Sollte ich etwa eine Dummheit gesagt haben, Freunde?" Erziehung und Presse sind zu organisieren, diese Leute kann man nicht organisieren. Aber doch muß man sie irgendwie an die große Organisation des Geistes anschließen.

Soweit sie darauf angewiesen sind, ihre Werke in Buchform vor das Volk zu bringen, stehen sie heute vor ähnlichen Aussichten, wie die Männer der Presse: daß ihre Arbeit durch die kapitalistische Zuspitzung unmöglich gemacht wird. Die hohen Papierpreise und die hohen Ansprüche der Sortimenter — die allein heute über die Hälfte des Buchpreises für sich beanspruchen — machen das Buch so teuer, daß es nicht mehr gekauft werden kann.

Nun ist es ja wohl ganz gut, wenn das Drucken von Büchern eingeschränkt wird. Da es nicht die einmalige Ausgabe ist, welche wesentlich verteuernd wirkt — denn die etwa auf das Zehnfache gestiegenen Setzerlöhne machen bei den übrigen ungeheuer gestiegenen Kosten nur einen geringen Bruchteil der Kosten des Einzelbuches aus — sondern da die meisten Ausgaben und Aufschläge gleichmäßig jeden Band treffen, so wird die ganze Büchererzeugung fast gleichmäßig getroffen und nicht, wie sonst gewöhnlich in solchen Fällen geschieht, nur das geistig Wertvolle; das Buch, das in einer Auflage von hunderttausend verkauft werden

kann, ist fast ebenso verteuert, wie das, welches höchstens in tausend Stücken gedruckt wird. Das muß dazu führen, daß die schlechten Bücher im Verhältnis weniger werden, denn für eine leichtfertige Unterhaltung gibt man nicht so leicht eine große Summe aus, wie man schließlich vielleicht doch für ein gutes Werk spendet. Billige Bücher sind durchaus kein Zeichen für geistigen Hochstand eines Volkes. Immerhin wird auch die Wirksamkeit der wirklichen Dichter und Schriftsteller erschwert.

Ich möchte ganz kurz darauf hinweisen, daß sich die Gründung einer Akademie, die ausdrücklich diesen Männern vorbehalten wäre, als ein Mittel empfiehlt, das wenigstens etwas nützen würde. Sie müßte eine ganz kleine Anzahl von Mitgliedern umfassen, vielleicht zwanzig Personen, und sie müßte in enge Verbindung mit der Bewahrung und Beschützung der Sprache gesetzt werden.

Wenn die Gewerkschaft der Zeitungsleute die Papierfabriken in die Hand bekommt, dann würde ja der jetzige Papierwucher aufhören. Es wäre dann noch zu erwägen, ob man den Sortimentsbuchhandel nicht reformieren könnte. Er erhebt heute noch Ansprüche auf Grund von Leistungen, die er nicht mehr erfüllt. Früher warb er die Käufer für das Buch; heute legt er das Buch nur noch auf den Ladentisch. Die Konkurrenz wirkt hier beständig verteuernd, da der Ladenpreis feststeht. Man kann sich klarmachen: bei dreiunddreißig vom Hundert gibt es gerade soviel Buch-

handlungen in einer Stadt, als Leute notdürftig von ihnen leben können. Es wird zwanzig vom Hundert Zuschlag genommen; Ergebnis: die Zahl der Buchhandlungen muß sich vermehren. Nach einiger Zeit werden die Buchhändler wieder nachweisen, daß Ladenmiete, Beleuchtung und so weiter so viel kostet, daß sie nicht leben können, daß sie einen neuen Zuschuß nötig haben. Man sieht den Unsinn der heutigen „Organisationen" an dem Beispiel des Buchhandels besonders deutlich. Sie lähmen die Tätigkeit und erzeugen Schmarotzer. Wenn wir aber leben wollen, dann müssen wir unsere Tätigkeit verdoppeln und müssen sie so ertragreich wie möglich gestalten. Die Sowjetrepublik läßt die Bücher durch die Postanstalten verkaufen. Es wird ja ohnehin eine engere Verbindung der Post mit dem Zeitungswesen nötig sein; man könnte da vielleicht der Sowjetrepublik folgen; natürlich müßte man den Lesern, die vom Verfasser gesucht werden, durch Werbung die Bücher bekannt machen. Heute geschieht das im wesentlichen durch Verlegerreklamen. Wenn man auch die Verlage übernähme, ihre Erzeugung von allem Ueberflüssigen sonderte, das nur durch den Wettbewerb und die kapitalistische Gewinnsucht auf den Markt gebracht wird, so könnte man wöchentlich oder monatlich ein kleines Heft durch die Postämter verteilen lassen, in welchem die Neuerscheinungen angezeigt und kurz beschrieben sind; wer etwas Geeignetes findet, könnte es sich dann zur Ansicht kommen lassen.

Es ist mit den Sortimentsbuchhändlern, wie mit allen den Männern, über die wir bis jetzt gehandelt haben; es sind unter ihnen viele, die aus Liebe zum Buch, mit dem Wunsch, Gutes zu wirken, in ihren Beruf gegangen sind; nun sehen sie die Stumpfheit der Leute auf der einen, die kapitalistischen Notwendigkeiten auf der andern Seite und wissen keinen Ausweg; die Verhältnisse gehen ihren Gang, den sie gehen müssen, wenn keine bewußt ordnende Hand eingreift; und so kommt endlich der heutige Zustand heraus, der unhaltbar ist und zum allgemeinen Zusammenbruch führen muß. Schon allein die Befreiung von den kapitalistischen Formen, vor allem von der Konkurrenz, würde viele sittliche Kräfte auch bei diesen Männern wieder wachrufen, und mancher würde sich im Postamt wohler fühlen, als hinter seinem Ladentisch.

* * *

Wenn der ganze Lehrstand und die ganze Presse vereinigt sind; wenn diese Vereinigung die äußeren Mittel, die Schulen, Fabriken und Druckereien besitzt; wenn sie sich eine Verfassung gibt von vornehm-sittlicher Art, welche das Bewußtsein ausdrückt: wer herrschen will, der muß sich zuerst selber beherrschen, der muß den Lüsten, der Ueppigkeit, der Verschwendung entsagen, der muß einfach leben und darf nicht gierig nach äußeren Gütern sein, und der muß gänzlich frei von jeder äußeren Gewalt bleiben, sei es nun die Gewalt des Staa-

tes oder die Gewalt des Geldes; wenn sie gewillt sind, die Opfer zu bringen, welche der Kampf um die Freiheit sie kosten kann — sie sind geringer, als die Opfer, die sie in Bälde bezahlen müssen, wenn alles zusammenbricht; wenn sie dann festhalten an dem einen Ziel der Herrschaft: Wir haben nicht für die gegenwärtigen, zufälligen Menschen zu sorgen, von denen ohnehin Millionen und Abermillionen dem Untergang geweiht sind, der nicht aufzuhalten ist, auch wenn sie andere mit hineinreißen; wir haben für die Zukunft des Volkes zu sorgen: wenn sie unbeirrt sind, so werden sie sofort die Heerschaft haben. Jeder Mensch wird sofort die Herrschaft haben, der etwas außer ihm Liegendes will in einer Gesellschaft, wo die Menschen nur immer voneinander wollen. Denn die Kräfte, welche die übrigen gegeneinander wenden, heben sich auf und sind von dem einen, der etwas will, das nicht sein Wohlleben angeht, gegeneinander zu gebrauchen. Das ist das ganze Geheimnis der Taktik des Staatsmanns.

Die Zukunft des Volkes hängt mit uns durch die Jugend zusammen. Deshalb hat das Kind eine Bedeutung, die weit über seine zufällige kleine und an sich natürlich dem Erwachsenen gegenüber geringe Persönlichkeit hinausweist, deshalb sind wir durch die Kinder mit Gott verbunden. Die Menschen fühlen das, und bei der Unfähigkeit der Heutigen, Gedanken zu bilden, drücken sie das phrasenhaft aus. Solche dummen Phrasen muß man vergessen. Man muß das eine festhalten: Jeder Mann, mit Ausnahme des ganz

Tiefstehenden, der dann überhaupt bald zurückgedrängt sein wird, wenn erst wieder eine sittliche Macht sich im öffentlichen Leben zeigt, ist zu Schweigen verurteilt, wenn man ihm sagen kann: Ich sorge für deine Kinder. Man mache sich das so nüchtern klar, wie möglich. In politischen Dingen sollte man noch nüchterner sein, wie in anderen, denn die Lüge wirkt hier viel gefährlicher, wie irgendwo anders. Man denke an einen demagogischen Schwindel von der Art, wie ihn jetzt eben wieder die Sozialdemokratie betreibt, indem sie den Arbeitslosen fünfhundert Millionen einmalige Unterstützung zuweist. Jeder Mensch wird Mitgefühl mit den unglücklichen Arbeitslosen haben, welche die ersten Opfer des heutigen Wahnsinns sind; und wer nur noch ein menschliches Herz in der Brust hat, wird suchen, wie er ihnen helfen kann. Aber die Ausgabe der fünfhundert Millionen ist ein Schurkenstreich. Das Gesindel weiß, daß dieses Geld Arbeitsmittel darstellt, mit denen Dinge erzeugt werden müssen, welche das Volk gebraucht. Es wäre ein Gedanke — vielleicht ein falscher, aber immerhin ein Gedanke — diese Arbeitsmittel, welche fünfhundert Millionen wert sind, ihren Besitzern zu nehmen, damit der Staat mit ihnen erzeugen läßt, was nötig ist. Aber wenn das Geld den Arbeitslosen gegeben wird, so wird es verbraucht. Entweder können verschlissene Arbeitsmittel nicht wieder erneuert werden — unsere Landwirtschaft erzeugt aus diesem Grunde nur noch die Hälfte von dem, was sie vor dem Kriege erzeugte

— dann verhungern entsprechend viel Menschen; oder die betreffenden Arbeitsmittel werden an Ausländer verkauft — in zunehmendem Maße werden die Fremden Aktionäre unserer Fabriken — dann hat das deutsche Volk Proletarierarbeit für die andern Völker zu verrichten; und wenn es etwa seine gesellschaftliche Verfassung ändern will, dann kommen die fremden Soldaten und schützen das Eigentum ihres Landes. Man denke an eine solche Schurkerei. Sollte es nicht möglich sein, sie zu verbieten, wenn man den unglücklichen Arbeitslosen sagen könnte: Ihr eßt das Brot eurer Kinder? — Die Frauen haben heute das Stimmrecht. Es ist vorgekommen in Zeiten der höchsten Verzweiflung, daß die Väter ihre Kinder geschlachtet und gegessen haben; aber nie haben das die Mütter getan. Sollte man den Müttern nicht klarmachen können, was ihre Männer tun? Die heutige Regierung sorgt für die Schieber und Proletarier, sie organisiert die Schieber in den Einkaufsgesellschaften und die Proletarier in den Gewerkschaften. Ein guter Hering wäre im Laden für fünfzig Pfennige zu kaufen. Er kostet eine Mark zwanzig bis eine Mark fünfzig, weil die Heringseinkaufsgesellschaft sich vom Hunger des Volks mästen muß und weil dieses Gesindel irgendwelche Beziehungen zu Regierungsspitzbuben hat. Zufällig erfährt man einmal, daß die Heringseinkaufsgesellschaft ein Herr Nathan ist, der sich zur Zeit in Untersuchungshaft aufhält. Sollten nicht — die Männer scheinen ja zu dumm dafür zu sein —

sollten nicht die Frauen einsehen, daß ihre Kinder verhungern müssen, damit die Nathans schwelgen können? Sollten sie es nicht mit Freude begrüßen, wenn man auf den Plätzen der großen Städte Galgen errichtete, an welche man die Nathans hängt, vielleicht zur Abwechslung immer zwischen zwei Nathans einen Regierungsspitzbuben? Das sind die Nathans. Aber die Frauen würden wohl nichts dagegen haben, wenn man auch andern Schurken an den Kragen ginge. Die Proletarier und Schieber sitzen in den Weinstuben; an den Fenstern drücken sich die schwindsüchtigen Kinder die Nasen platt. Ein Deutscher, der heute eine Flasche Wein trinkt, ist ein Mörder der deutschen Kinder. Für jede Flasche Wein, die ins Ausland verkauft wird, kann Brot für unsere sterbenden Kinder gekauft werden. Würden es die Frauen nicht unterstützen, wenn die Lehrer ihrer Kinder erklärten: wir verbieten, daß Wein in Deutschland getrunken wird, wir wollen, daß erst die Kinder satt werden, ehe die Väter prassen können?

Lehrer und Schriftsteller, erkennt, welche Aufgabe euch gestellt ist! Prüfe jeder sein Gewissen; nur wenige werden sein, die sich nicht bekennen müssen: auch wir sind mitschuldig an den Verbrechen, die an unsern Kindern geschehen. Wer noch soviel Sittlichkeit hat, daß er sich das sagt, der möge in sich gehen und mithelfen, daß es besser wird; und es wird besser werden, wenn Menschen die Macht in die Hand nehmen, die selber das Beispiel der Sittlichkeit geben.

Von einer Stelle müßte der Anfang gemacht werden. Es scheint mir, daß es zwei Kreisen möglich wäre, zu beginnen: den Universitäten oder den Volksschullehrern.

Die Volksschullehrer haben eine starke Organisation, sie stehen dem Volk am nächsten. Gegen sie spricht, daß sie sich zu tief in den politischen Schwindel eingelassen haben und daß ihre ganze Organisation und viele Einzelne von dem Wucher- und Prassergeist angesteckt sind, von dem Geist, der sich Vorteile verschaffen will auf Kosten der andern.

Mein Großvater war Volksschullehrer. Als Kind war ich mit der Mutter in den Ferien bei ihm zu Besuch. Die begabteren Kinder unterrichtete er für sich weiter, als das Schulziel verlangte, er konnte im Lateinischen unterrichten bis zur Gymnasialquarta. Wenn Eltern solcher Kinder einen größeren Hof hatten, so brachten sie ihm Mehl oder Eier, die Armen brachten nur ihren Dank. Wenn er Feierabend machte, dann arbeitete er selber auf seinem Felde. Ich weiß noch, wie oft ich mit ihm auf dem Kartoffelacker war; der ehrwürdige, weißhaarige Mann schob den Karren; der Enkel saß auf dem Hinweg glückstrahlend und der Großvater schob ihn lachend, und auf dem Rückweg schlang das Kind sich einen Strick über die Schulter und zog mit, wie seine Kräfte reichten.

Damals gab es noch viele solcher Männer, das ist kaum ein halbes Jahrhundert her, und wenn alte Leute von ihnen sprechen, die noch bei ihnen in die

Schule gegangen sind, dann sagen sie: „Ja, wer damals gelernt hat, der ist besser, wie die jüngeren Leute." Wenn damals die Volksschullehrer in solcher Not des Volkes aufgestanden wären, wie sie heute ist, dann wäre ihnen gewiß das Volk zugefallen, ohne daß sich auch nur einer bedacht hätte.

Vielleicht fragen sich die Lehrer heute, ob sie noch dieses Vertrauen haben — ob sie, wie sie heute sind, es noch beanspruchen dürfen.

Auch die Universitätslehrer haben einmal das Vertrauen unseres Volkes gehabt. Als einmal in einer schlimmen Zeit des obrigkeitlichen Drucks ein deutscher Fürst seinen Eid brach und die Verfassung aufhob, da hatten in dem ganzen Lande nur sieben Professoren den Mut, ihm als Männer entgegenzutreten. Es war nichts, als ihre Pflicht, was sie da taten. Aber so groß war die Gemeinheit auch damals, so selten waren Ehrenmänner auch damals, daß diese Sieben in ganz Deutschland als Helden gefeiert wurden, als der eidbrüchige König sie aus seinem Lande vertrieb. Noch heute wirkt die Erinnerung an die Männer nach, die stille Gelehrte waren, nur an ihre Wissenschaft gedacht hatten, von den politischen Dingen nichts wußten, und nur taten, was ihre Pflicht verlangte.

Haben die Universitätslehrer heute noch das Vertrauen des Volkes? Es ist vieles anders geworden an den Universitäten gegen damals, und wenig davon ist besser. Aber Männer wie jene Sieben gibt es noch an ihnen.

Die Gemeinheit des Gesindels, das uns beherrscht, zeigt sich vielleicht nirgends so deutlich, wie an dem Vernichtungskampf, den es gegen unsere Universitäten führt.

Unsere Wissenschaft ist noch das einzige, das wir an Achtungswertem haben, das einzige noch, in dem wir unsern Feinden überlegen sind. Sie ist auch am wenigsten angefressen von Kapitalismus und Erwerbsgier. Soweit ein Kommunismus überhaupt möglich ist, war er in unserm Universitätsleben verwirklicht. Der Gelehrte hätte als ehrlos gegolten, der mit seiner Wissenschaft Geschäftchen gemacht hätte. Die älteren Männer lebten in bescheidenen Verhältnissen, sehr einfach und anspruchslos, anspruchsloser in bezug auf alle äußeren Dinge, wie heute mancher Proletarier. Die jüngeren Männer erkauften sich oft unter den allerschwersten Opfern das Recht, für ihre Wissenschaft arbeiten zu dürfen; einem Proletarier dürfte man die Entbehrungen nicht zumuten, welche diese Männer als selbstverständlich trugen. Es galt hier kein Reichtum, keine Vornehmheit der Geburt, keine gesellschaftliche Geschicklichkeit; eine strenge Demokratie war hier durchgeführt, die ja bei anständigen Leuten — aber nur bei diesen — die richtige Ordnung ist; geehrt wurde nur die bedeutende Leistung und verehrt die bedeutende Persönlichkeit.

Es war so, und ganz so ist es heute nicht mehr. Aber auch früher gab es ja an einer Universität nur sieben Männer, welche ihre Pflicht taten, und sie übten ihre

Wirkung aus. Sollten nicht an allen deutschen Universitäten zusammen heute wieder sieben Männer zu finden sein; sieben Männer, die sich bis dahin nicht mit dem Schmutz des öffentlichen Lebens befaßt haben, die bis heute nur ihre Arbeit kennen und von der Gemeinheit der Politik nichts wissen; die nichts für sich wollen, sondern nur ihre Pflicht tun, die Pflicht eines jeden Volksgenossen in solcher Zeit: die Angelegenheiten des Volks in ihre Hand zu nehmen?

Ich, der ich dieses schreibe, bin ein Dichter. Ein Dichter lebt heute ebenso abgeschieden von der Außenwelt, wie ein Gelehrter. Seine Arbeit weist ihn ja auf die innigste Verbindung mit seinem Volk; aber er muß wissen, daß in Zeiten wie die heutigen sein Volk ihn nur herabziehen könnte, wenn er bei seiner Arbeit dächte: was kannst du mit ihr wirken? Er muß sich seine eigene Welt schaffen, in welcher er lebt und dichtet, wie der Gelehrte die Welt seiner Wissenschaft vorfindet. Vielleicht ist es mir noch schwerer geworden, aus meiner Zurückhaltung hervorzutreten, als es dem Gelehrten werden kann, vielleicht habe ich deshalb das Recht, zu ermahnen und aufzurufen.

Was ich von diesen Männern verlange, ist eine revolutionäre Tat. Sie sollen die übrigen Hochschullehrer, die Volksschullehrer und Lehrer der mittleren Anstalten zusammenbringen zu einer Gewerkschaft, welche erklärt, daß sie dem Staat nicht mehr gehorcht und daß sie sich ihre eigenen Ordnungen und Gesetze geben wird. Sie soll die Gebäude, Sammlungen und

sonstigen Einrichtungen für den Unterricht in Besitz nehmen. Sie soll die heutigen Beihilfen des Staates weiter verlangen, sich aber bereit halten, daß sie versagt werden und sich so einrichten, daß sie das aushalten kann, vor allem durch eiserne Einschränkung aller Ausgaben. Ich bin überzeugt, daß ein solches Vorgehen sofort zur Folge hätte, daß die Männer der Presse folgten. Sobald diese dann einigermaßen geordnet sind, treten Abgeordnete beider Gruppen zusammen und wählen einen Mann, dem sie vertrauen, zu ihrem Schultheißen. Dieser hat die Verpflichtung, durch alle Mittel sich zum Diktator des Volks zu machen. Er kann es, wenn er Schule und Presse hinter sich hat.

Dieser Mann wäre durch keinerlei Bureaukratie, Gesetz und Partei gefesselt; er würde tun, was nötig ist.

Zunächst muß unser Wirtschaftsleben in Gang gebracht werden. Er würde mit Todesstrafen gegen die großen und kleinen Schieber vorgehen, gegen die Fabrikanten, welche das Zehnfache des ehrlichen Preises nehmen und weniger erzeugen lassen, als sie könnten; gegen die Streikhetzer und die Schurken, welche die Arbeiter zu sinnlosen Lohnforderungen antreiben; gegen die Verräter, welche unseren Feinden Spitzeldienste leisten. Diese Todesstrafe würde so entehrend gemacht, wie möglich. Wenn erst in den Straßen unserer Großstädte zehntausend Schurken hängen, dann werden die übrigen sich wohl verkriechen und gut tun.

Hand in Hand mit dieser Reinigung muß die Auseinandersetzung mit den Feinden gehen. Mit allen Mitteln muß der Versailler Friede vernichtet werden: Wir haben noch solche Mittel; und wenn auch einige Städte im besetzten Gebiet in Grund geschossen werden, wir können unser Land von den Franzosen befreien. Die Sizilianer sind die Franzosen auch losgeworden, es ist keiner wiedergekommen. Der Schultheiß muß sofort den Anschluß mit unsern österreichischen Brüdern bewerkstelligen; er muß sofort das Betriebsrätegesetz verbessern, daß ein vernünftiges Zusammenarbeiten der Arbeiter mit den Unternehmern möglich ist, bei dem die Unternehmer die ihnen nötige Freiheit haben und doch von den Arbeitern kontrolliert werden können, wenn sie schurkisch handeln; er muß — er muß alles das tun, was das deutsche Volk nötig hat, um wieder Ehre zu bekommen; und die Männer des Geistes müssen ihm dabei helfen.



Paul Ernst

Spitzbubengeschichten und Komödiantengeschichten

Novellen

Seit den schon fernen Tagen, wo Storms und Heyses, Spielhagens und Freytags, wo vor allem Kellers Prosakünste mit formenden Kräften auf den sich entfaltenden Geist wirkten, habe ich vor keinem Werk eines deutschen Erzählers unserer Zeit eine so starke und reine Wirkung verspürt.

Karl Scheffler im „Tag".

In Deutschland wird der Erzähler kurzer Geschichten nicht gebührend geschätzt. Hier gilt nur das dicke Buch. Meyrink, der sein Bestes in den kleinen phantastisch-lustigen Geschichten gab, wurde erst gekauft, als er dreihundert Seiten starke Bücher schrieb, die ärmer an Humor und Phantasie sind als seine großen, kleinen Sachen. Wird dieses reizende Buch von Paul Ernst seine Leser finden? Es zeigt Ernst, für viele überraschend, als einen ungemein graziösen Geist. Die Geschichten sind mit ganz leichtem Pinsel hingetupft. Sie sind leicht, voll frischer Erfindung, delikat im Kolorit, zart lyrisch, liebenswürdig überraschend und erquickend in ihrer heiteren Unbürgerlichkeit. Ich gebe mit Freude den Tagebuchlesern in diesem Heft eine Probe dieser anmutigen Kunst. Gegen die Dissonanzen der Zeit, gegen den pöbelhaften Lärm aufgeregter Literaten gehalten, muß die leise Musik dieser zarten Geschichten erquicken. An diesem Buch kann man wieder zu lächeln lernen.

Stefan Großmann im „Tagebuch".

Ludwig Kohl

Das Problem des Lebens im Lichte der obersten physikalischen und biologischen Naturgesetze

Kohl hat während des Krieges Gelegenheit gehabt, die Kraft und Klarheit seines Denkens und den Reichtum seiner Erfindungsgabe mit geradezu beispiellosem Erfolge in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, und nur der Kurzsichtigkeit der maßgebenden Stellen war es zuzuschreiben, daß er das Endergebnis des gewaltigen Ringens um unsere Existenz nicht so zu gestalten vermochte, wie es ohne die Unzulänglichkeit der Verantwortlichen hätte ausfallen müssen.

In seinem Buche unternimmt er es, das Problem des Lebens im Zusammenhang mit dem Naturgeschehen einer dem menschlichen Verständnis zugänglichen Lösung bis zu einem Punkte entgegenzuführen, jenseits dessen für die sich anschließenden Fragen eine Antwort nicht mehr möglich ist, weil ihre Lösung außerhalb unseres Verstehens liegt. Die Fundamentalsätze seiner Ausführungen beruhen auf Prinzipien, die den Methoden der höheren Mathematik entnommen sind. Es kann hier daher von einer mathematischen Beweisführung und demzufolge von der Unwiderleglichkeit der gefundenen grundlegenden Sätze gesprochen werden. — Was in Kohl den Entschluß reifen ließ, vor die Öffentlichkeit zu treten, war, neben der durch keinen Fehlschlag eingeschränkten Berührung seiner Denkmethoden der Praxis, die Überzeugung von der für die Zukunft der Menschheit unter Umständen ausschlaggebenden Bedeutung der in seinem Buche niedergelegten Erkenntnisse.

Druck von Mänicke und Jahn, Rudolstadt







